



61

JUNI/JULI 1962

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH. DÜSSELDORF-REISHOLZ



Ach, wer's doch auch so hätte! Ein kühles Bad und ein kalter Trunk, von zarter Hand „kredenz“, sind im Sommer der größte Wunschtraum, vor allem für den, der bei der Arbeit schwitzt. Vielleicht geht der Traum im bevorstehenden Urlaub in Erfüllung?

Foto: Michael Friedel

- August Best 86 Aus Lehrlingen
- Josef Uhlenbrock 90 wurden Mitarbeiter
- Jürgen Kleffmann 88 Nicht übelnehmen
- Hans-Jürgen Jungen 94 Wir standen am Todesstreifen
- Hans-Dieter Stolper 94 Besuch in Salzgitter
- * 95 Arbeitssicherheit,
unsre Aufgabe
- * 96 Denk nach und ,komm gut heim'
- * 96 In Reisholz
wird ständig gebaut
- * 98 Die Reisezeit steht vor der Tür
- * 98 Zahnschmerzen
auf der Zugspitze?
- * 99 Gedanken zum Werktag
- Dr. Konrad Günter 102 Augen haben und nicht sehen
- * 105 Ein offenes Wort
- Jo Hanns Rösler 106 Er blieb zum Abendessen
- * 108 Die letzten Wildpferde

Die WERKMITEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gekennzeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz · Verantwortlich: Direktor August Best · Redaktion: Gustaf Bischoff (Hauptabteilung Sozialwesen) · Erscheinungsweise: sechswöchentlich · Druck: Aussaat-Verlag GmbH, Wuppertal · Klischees: Fischer & Schmidt, Wuppertal · Grafik: Karl Busch, Wuppertal · Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

Bei strömendem Regen, aber mit guter Laune trafen sich unsere losgesprochenen Lehrlinge am 11. Mai im Restaurant „Am krummen Weg“, um ungewollt ihre bestandene Prüfung zu feiern. Nachfolgend geben wir die Ansprachen der Direktoren Best und Uhlenbrock wieder, um im Anschluß daran einen der frisch Losgesprochenen zu Wort kommen zu lassen.

Direktor Best führte aus:

Verehrte Eltern, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,
meine jungen Damen und Herren!
Im Namen unseres Unternehmens heiße ich Sie heute recht herzlich willkommen. Unsere Feierstunde gilt den jüngsten von uns, und zwar unseren ehemaligen Anlernlingen und Lehrlingen.
Wieder einmal ist für einen jungen Menschen in seiner Entwicklung eine wesentliche Etappe seiner Ausbildung erreicht; eine Etappe, die die Grundlage sein soll für das zukünftige Leben, was Ihr immer mehr Eurer Lebensauffassung entsprechend selbst gestalten müßt. Wir hoffen, daß Ihr von unserem gebotenen Wissen soviel in Euch aufgenommen habt, daß Ihr Eure eigene Zukunft selbst in die Hand nehmen könnt.
Zunächst möchte ich einige Zahlen nennen, die einen Blick in das heutige Geschehen bieten:

Aus Lehrlingen wurden Mitarbeiter

Im Herbst 1961 und im Frühjahr 1962 standen 42 Lehrlinge zur Prüfung an. Hiervon kommen 25 aus den gewerblichen Berufen sowie 8 Anlernlinge, 7 Industriekaufleute und 2 Chemielaboranten. Leider ist es einem nicht gelungen, sein Lehrziel in dieser Zeit zu erreichen.

Zum größten Teil konnten die Lehrlinge nach Abschluß in unsere Firma übernommen werden. Beispielsweise sind 3 gewerbliche Lehrlinge ausgeschieden, die ihr Praktikum machen wollen, um später hiermit die Voraussetzung für den Besuch einer Ingenieurschule zu schaffen.

Um den Eltern einmal einen Überblick geben zu können über die Leistungsfähigkeit unserer Ausbildungsabteilung, möchte ich kurz eine Gegenüberstellung machen, die sich auf den Bezirk der Industrie- und Handelskammer in Düsseldorf erstreckt. Insgesamt handelt es sich dabei um rund 2338 Lehrlinge aus gewerblichen und kaufmännischen Berufen. Von diesen jungen Leuten haben 82,1 Prozent die Lehre bestanden, bei SRR 97,6 Prozent.

Mit „sehr gut“ im Kammerbezirk haben abgeschnitten 2,5 Prozent, die aus dem kaufmännischen Bereich kommen. Bei SRR konnte in diesem Jahr einer diesen sehr günstigen Abschluß machen.

Mit „gut“ haben im Kammerbezirk 21,8

Prozent, bei SRR 29,3 Prozent abgeschnitten.

Mit „befriedigend“ und „ausreichend“ in der Kammer 75,7 Prozent, bei uns 70,7 Prozent.

Wenn man diese Gegenüberstellung näher betrachtet, kann man zu der Feststellung kommen, daß im großen Durchschnitt gesehen unsere Lehrlinge in ihrer Ausbildungszeit sehr tüchtig an sich gearbeitet haben. Auch darf man ohne Übertreibung sagen, daß unser Unternehmen wiederum bewiesen hat, in dem Bereich der Industrie- und Handelskammer zu einer der besten Ausbildungsstätten zu gehören.

Ich glaube auch sagen zu dürfen, daß unser zusätzlicher theoretischer Unterricht sehr wesentlich zu diesen günstigen Ergebnissen beigetragen hat.

Wenn man so viel von den Problemen der Jugend hört, insbesondere im Hinblick auf den Ausbildungsdrang und allzuschnell bereit ist, nicht das Beste von ihr zu sagen, so möchte ich doch aufgrund dieses Ergebnisses feststellen, daß dort, wo man sich mit der Jugend intensiv beschäftigt und etwas geben kann, sie in jeder Beziehung zur Aufnahme dieser Dinge bereit ist.

So möchte ich an dieser Stelle ganz besonders unseren hauptamtlichen Mitarbeitern des Ausbildungswesens, als auch Ihnen, meine Damen und Herren,

die durch die praktische Unterweisung und gute Betreuung am Arbeitsplatz diese Ausbildungsarbeit unterstützt haben, recht herzlich danken. Aus Ihren ehemaligen Lehrlingen werden die zukünftigen Mitarbeiter. Ich bin auch davon überzeugt, daß diese jungen Mitarbeiter, wenn auch nicht immer sofort, dankbar auf ihre Lehrzeit zurückblicken, wenn sie gut war, und Dank denen zollen, die ihnen geholfen haben.

Prüfungsergebnisse sind nicht unbedingt Maßstab für gut und schlecht. Jeder von uns weiß auch wohl aus eigener Erfahrung, daß in Prüfungsergebnissen sich sehr viele Zufälligkeiten niederschlagen.

Deshalb möchte ich allen ehemaligen Lehrlingen zurufen, was Eugen Roth wie folgt ausgedrückt hat:

Ein Mensch in seinem ersten Zorn wirft leicht die Flinte in das Korn. Und wenn ihm dann der Zorn verfliegt, die Flinte wo im Korne liegt. Der Mensch bedarf dann mancher Finte zu kriegen eine neue Flinte.

Das Leben ist ein Kampf. Auch wenn man von einem Wohlfahrtsstaat sprechen würde, so gilt es, diesen Wohlstand zu erhalten. Die Aufgabe junger Menschen in dieser Zeit ist sicherlich schwer, aber wie ich meine, auch schön. Die Jugend wird die Ziele, die von den



Direktor Best gratuliert Peter Spendel, der als einziger Lehrling dieses Jahres die Prüfung mit „sehr gut“ bestand.

Erwachsenen verweigert und verschleiert werden, selbst suchen müssen. Sie wird sich um ein eigenes Weltbild, um ein eigenes Lebensziel bemühen und ihre eigene unverwechselbare Persönlichkeit aufbauen müssen, andernfalls kann eintreten, daß sie schlechthin als Verbraucher, Sozialpartner, Autobesitzer, Fernsehteilnehmer oder als Italienreisender im Rahmen des Kollektivs in der modernen Gesellschaft aufgebraucht und verzehrt wird. Solche Bemühungen erfordern nicht nur eine Konzentration nach innen, sondern gleichzeitig auch eine größere Aufgeschlossenheit, eine Entledigung von allen Scheuklappen, die heute oft geistiges Wachsen und seelische Reife behindern. Derjenige, der nicht nach rechts und links sieht und nur auf eine engbegrenzte Spezialisierung drängt, wird möglicherweise eine gute Fachkraft werden, sein Leben aber wird ärmer sein. Der Beruf und das Geld, was man so verdient, sind keine Entschädigung für diese seelische Armut. Wohl selten werden solche Typen über die mittlere Führungsschicht hinauskommen. Man hat schon lange erkannt, daß leitende Funktionen nicht zu sehr Spezialkenntnisse erfordern als vielmehr Überblick, innere Souveränität und Unabhängigkeit,

Fähigkeit zur Menschenbehandlung und Koordinierung.

Einer unserer führenden Kulturpolitiker hat einmal folgendes gemeint:

„Wo Menschen neben- und miteinander arbeiten, da können ihre Beziehungen nicht ständig auf gut geölten Kugellagern laufen. Konflikte und Widersprüche sollen im Interesse der Arbeit und im Interesse des Menschen nicht vertuscht werden. Sie bedürfen oft sogar einer Lösung im offenen Zusammenstoß. Wer sich über seine Rechte informiert, zeigt damit, daß er sich seines Wertes bewußt ist, und Selbstbewußtsein wirkt wettbewerbserzeugend, nicht nur im Konsum, sondern auch in der Leistung.“

Jede Generation hat ihre eigene Zeit, in der sie sich selbst zurechtfinden muß. Jede Zeit hat ihre eigenen Probleme. Beispielsweise hält die Freizeit Chancen und Versuchungen bereit, die neuartig sind. Eine vergleichbare Zeitepoche bietet sich nicht an, so daß auch die Erfahrungen der älteren Generation nur eingeschränkt verwertbar sind.

Es gilt, sich heute mehr denn je ein eigenes Urteil zu bilden und sich nicht durch Schlagworte verleiten zu lassen. Wie würden wir mit folgenden Sprü-

chen vermassen, wenn man keinen Wert auf eigene Meinung legt:

Peter Stuyvesant
(Der Duft der großen, weiten Welt)
Persil
(Das beste Persil, das es je gab)
Sunil
(Das strahlendste Weiß meines Lebens)
Zinn 40
(Erst nippen — dann kippen)

Was das beste ist, muß man selbst erproben und sich dann von der Vielzahl nicht mehr irre leiten lassen. Das bedeutet, daß man im Gruppendenken nicht erstarren darf und eine Beweglichkeit erforderlich ist, die das Selbstbildnis jedes einzelnen mit seiner Originalität erhält.

Wenn ich bisher den Versuch unternommen habe, verschiedene Lebensfragen anzusprechen, so möchte ich doch noch einmal auf Eure letzten 3 Jahre zurückkommen. Man kann diese Zeit vergleichen mit einem Weg auf einen Berg, die Spitze ist vielleicht vom Tal her aus zu sehen. Jeder von Euch hat sich vorgenommen, diesen Gipfel zu ersteigen.

Es ist also vollbracht!

Nicht immer war der Weg ein gut gehbar, oft wurde er schmal, steinig,

kurvenreich und steil. Auch unterschiedlich war das Tempo des Aufstiegs und immer neu der Rückblick in das Tal und der Ausblick zu der Höhe. Mitunter mag es nicht jedem möglich gewesen sein, auch über das Geröll des Berges zu klettern und er bedurfte der Hilfe eines anderen. Und genau, wie es dem besten Bergsteiger nicht möglich ist, alleine die höchsten Gipfel zu ersteigen, bietet sich gerade hier das Beispiel, wie wichtig die echte Hilfe des Nächsten sich auswirken kann, wenn einer beispielsweise beim Abseilen von einer Höhe versagt. Nun endlich auf den Gipfel angelangt, jeder in unterschiedlicher Zeit, jeder mit unterschiedlicher Mühe. Dem vergleichbar sind hier die Prüfungsergebnisse.

So treffen wir uns gemeinsam im heutigen Kreis, um festzustellen, daß über dem erreichten Gipfel ein weiterer Horizont sich mit anderen Bergketten erhebt, die uns die Sicht für die Zukunft noch versperren.

Es führen also nach der Lehrzeit Wege noch weiter empor zu anderen Höhen. Hier also auf dem ersten Gipfel wird mit einer wesentlichen Entscheidung fallen, ob sich der einzelne aus der Gruppe trennt und er die Initiative bringt, einen weiteren Schritt auf noch

höhere Gipfel zu wagen. Es wird schnell erkannt werden, daß der Weg immer schwieriger wird, und deshalb muß man ihn gut vorbereiten, um nicht in übertriebenem Ehrgeiz abzustürzen zu wollen. Bei diesem Aufstieg wird sich auch erweisen, was man sich selbst und anderen zumuten kann.

Zu jedem weiteren Klettern gehört selbstverständlich auch eine Ruhepause, die ich in unserem täglichen Leben mit der Freizeitgestaltung vergleichen möchte. Es ist also nicht die Freizeit gemeint in Form von Fortbildung, sondern ich meine die echte Muße. Irgendwo auf dem Weg wird sich ein Platz finden, wo man sich zur Muße niederlassen kann. Der eine legt sich auf grüne Matten, bewundert die Blumen, schaut in den Himmel und beobachtet die ziehenden Wolken, der andere liebt mehr den Platz, wo der Wind pfeift und das Haar zerzaust; jeder also auf seine Art, aber mit einem gleichen Zweck, dem nämlich, Selbstbesinnung zu betreiben, Zwiesprache zu halten mit sich und der Welt, abschweifen zu können von der Tageslast. Alles das ist notwendig. Die Möglichkeiten sind hierfür vielseitig. Es ist von mir nicht nur an den Sport gedacht, an das Wettfahren mit dem Moped, sondern an den großen Katalog der kul-

turellen Möglichkeiten, das Interesse an staats- und gesellschaftspolitischen Aufgaben usw. usw.

Wir müssen uns freimachen von den Formeln, in die uns die technische Entwicklung automatisch hineindrängt. Ich brauche nur ein Beispiel zu nennen:

Sicherlich vermag das Fernsehen uns in der Freizeit zu unterhalten. Es befriedigt möglicherweise unser allgemeines Interesse, es plätschert damit an der Oberfläche. Wir sollten uns also besinnen, ob das Fernsehen uns beschäftigt oder ob wir uns mit dem Fernsehen beschäftigen.

So und mit ähnlichen Fragen tritt das Leben immer wieder an Euch heran und ich möchte Euch als Leitspruch mit auf den Weg geben:

Lernen ist wie rudern gegen den Strom: Wenn man aufhört, treibt man zurück! Somit möchte ich Euch alle aus der Lehre entlassen und Euch als vollwertige, weiterlernende Mitglieder unserer Betriebsgemeinschaft aufnehmen.

Ich möchte nochmals allen danken, die Euch geholfen haben, dieses Ziel zu erreichen.

Ich möchte aber auch heute den Dank aussprechen an Eure Eltern, die über weite Jahre hinaus, also über die gesetzliche Schulpflicht und die Lehre und

Nicht übel- nehmen

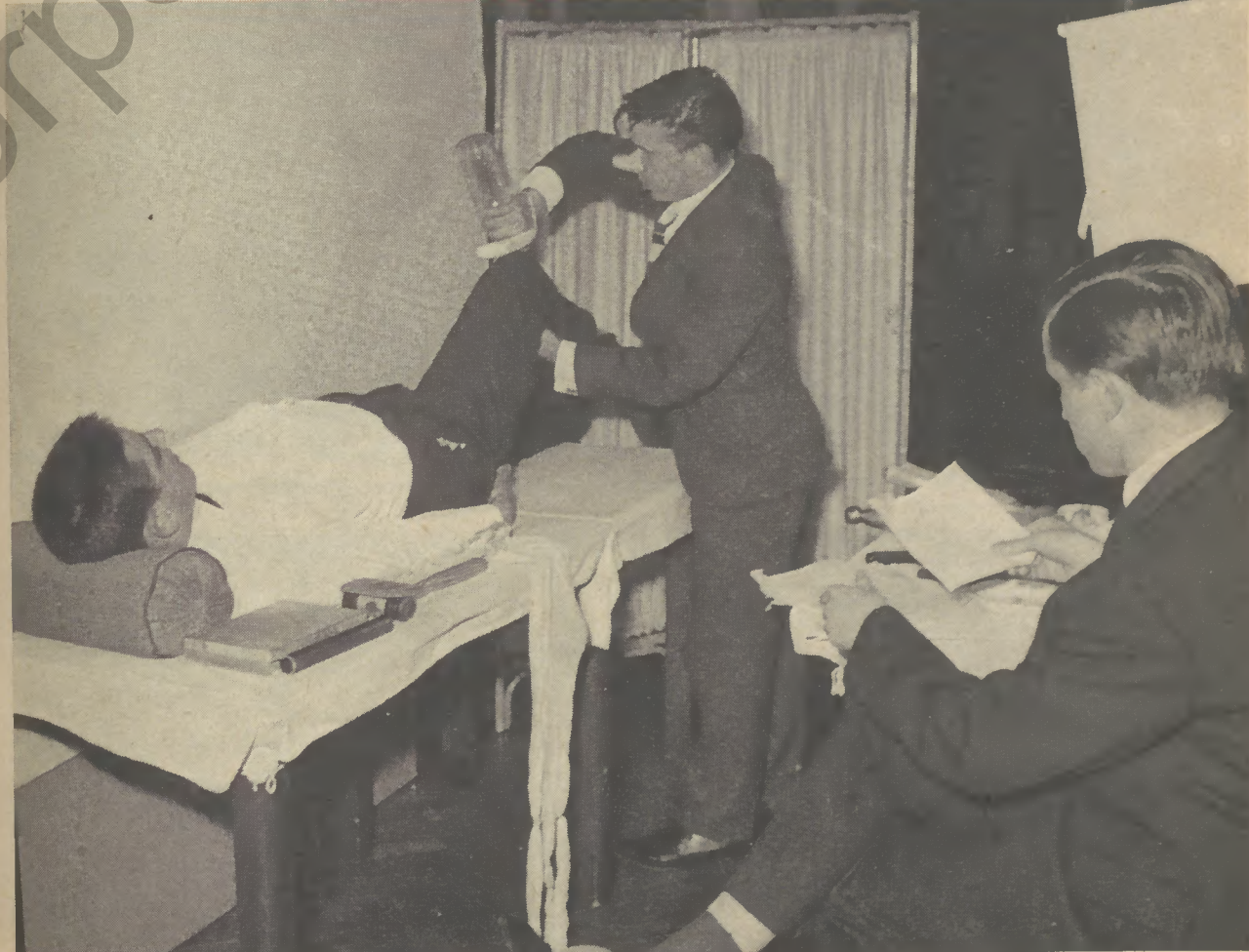
„Nicht übelnehmen“ könnte man das Motto der diesjährigen Lehrlingslosprechungsfest vom 11. Mai nennen, die alte „Stammkunden“ zu einer der besten zählen, die unsere Lehrlinge je veranstalteten.

Die Verantwortlichen bewiesen wieder einmal mit der Wahl des Lokales „Am krummen Weg“ (Ratingen) ihren einzigartigen Spürsinn. Dieser äußerlich so unscheinbar aussehende Bau ließ nach dem ersten Blick ins Innere allen Unmut verfliegen, der sich bei jedem von uns infolge der heftigen Regenfälle auf der Hinfahrt angestaut hatte. Durch die großen Panoramascheiben des Saales schweifte der Blick in einen herrlichen Garten, dessen Besuch uns leider das Wetter nicht erlaubte.

Und wie die „Fürsten“ erschienen sie dann, unsere ehemaligen Lehrlinge mit ihren Eltern und Ausbildern. War auch ihr Blick zuerst unsicher, so strahlten sie bald eine ruhige und gelassene „Würde“ aus, wie es sich für „alte Hasen“ geziemt. Es war überhaupt interessant, zu beobachten, wie sich die Gesichter der Gäste aufhellten, als sie die wohlthuende Atmosphäre verspürten, die dieses bedeutende Ereignis ausstrahlte. Nach dem offiziellen Auftakt (siehe oben) leiteten unsere Elektriker den beschwingten Teil mit dem „Festlied der Eisenhütteleute“ ein, an das sich der allzu verständliche Stoßseufzer eines Lehrlings mit dem Titel „In der Prüfung“ anschloß. Die gewerblichen Lehrlinge der Lehrwerkstatt hatten das Fernsehen aufs Korn genommen und erschienen mit ihren „Reisholzer Televisionen“. Peter von Kahn (Sie kennen ihn doch?), sprach in dem eigenartig abgehackten Tonfall seines großen Vorbildes die „Nachrichten“. Nach den Nachrichten und dem Wetterdienst erschien eine weitere



Rosemarie, Brigitte und Lissi bei ihren sensationellen „Betriebsenthüllungen“



Hinter den Kulissen: Keine Angst! Paul, unser Patient, wird Werners Darmoperation trotzdem lebend überstehen. Regisseur Manfred ist für ihren reibungslosen Ablauf verantwortlich.

das evtl. Studium, Sorge um Euren Unterhalt übernommen haben. Und hier sind es wohl in erster Linie die Mütter, denen unser gemeinsamer Gruß in besonderer Herzlichkeit gelten soll.

„Achtet Eure Eltern, achtet Eure Mitmenschen, achtet Eure Arbeit, auf daß Ihr Euch selbst achten könnt!“

Direktor Uhlenbrock:

Als kaufmännischer Leiter unseres Unternehmens möchte auch ich unseren jungen Mitarbeitern zur heutigen Lehrlingslossprechung meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen. Ich hoffe und wünsche, daß Ihr zukünftiger Lebensweg ein erfreulicher und wertvoller sein möge. Es ist für Sie als junge Menschen besonders wichtig, daß Sie über die Mauern und Grenzpfähle Ihres eigenen Betriebes hinaussehen und ein wenig Umschau halten, wie es in Deutschland und in der großen Welt aussieht. Und so möchte ich in der heutigen Feierstunde Ihre Aufmerksamkeit auf ein ganz wichtiges Thema lenken, und zwar auf das Thema „Demokratie und Rechtsstaat“. Der im Jahre 1949 verstorbene Universitätsprofessor Dr. Radbruch hat in einem seiner wis-

senschaftlichen Bücher über dieses Thema folgendes ausgeführt:

„Demokratie ist gewiß ein preiswertes Gut, Rechtsstaat aber ist wie das tägliche Brot, wie Wasser zum Trinken und wie Luft zum Atmen, und das Beste an der Demokratie gerade dieses, daß nur sie geeignet ist, den Rechtsstaat zu sichern.“

Seit dem Tode Radbruchs ist eine ganze Flut von Gesetzen und Rechtsvorschriften über unsere Bundesrepublik dahingegangen. Jeder von uns hat im Alltagsleben mit zahlreichen Rechtsfragen zu tun; ich erinnere nur an Tarifverträge, an Lohnsteuerrichtlinien, an die Sozialversicherungsgesetze, an Verkehrsvorschriften, an Miet- und Kaufverträge, an Polizeiverordnungen und an viele andere gesetzliche Bestimmungen. Nun heißt Demokratie Herrschaft des Volkes, d. h. das Volk gibt sich seine Gesetze selbst, und zwar durch die gesetzgebenden Körperschaften. Die Mitglieder dieser Körperschaften, also in Westdeutschland die Bundestags- und Landtagsabgeordneten, werden in freier und geheimer Wahl von allen Staatsbürgern gewählt. Da Sie, meine lieben jungen Freunde, in wenigen Jahren auch wahlberechtigt sind, ist es Ihre staatsbürgerliche Pflicht, sich einmal die Frage zu

überlegen, ob wir in Westdeutschland einen wirklichen idealen Rechtsstaat haben oder ob bei uns gesunde und kranke Rechtsverhältnisse sich nebeneinander oder gar gegeneinander auswirken.

In wenigen Beispielen möchte ich aufzeigen, worauf es ankommt. Alle Gesetze, welche den Schutz der Familie zum Inhalt haben, sind sicherlich gute Gesetze; denn außerhalb der Familie ist in den meisten Fällen eine gediegene Betreuung und Pflege der Kinder nicht gewährleistet. Die Rechtsgrundlagen, welche für den arbeitenden und schaffenden Menschen einen angemessenen Lohn und ordentliche Arbeitsbedingungen sicherstellen, sind ebenfalls sehr wertvoll. Ferner ist es für das Zusammenleben der Menschen unbedingt notwendig, daß auf Grund von Strafgesetzen diejenigen zur Rechenschaft gezogen werden, welche das Leben, die Gesundheit, die Freiheit und das Eigentum ihrer Mitmenschen verletzen. Sodann leuchtet es jedem vernünftigen Staatsbürger ein, daß genaue Verkehrsvorschriften den immer schwieriger werdenden Verkehr lenken und überwachen müssen. Schließlich und vor allem müssen wir unser Grundgesetz, welches die unabänderlichen Menschenrechte

schützt und welches den Aufbau unserer rechtsstaatlichen Ordnung beinhaltet, als wichtigste Rechtsquelle anerkennen.

Leider gibt es in der Bundesrepublik aber auch kranke Rechtsverhältnisse. Wie ich vor einigen Tagen gelesen habe, hat ein Kaufmann ein Baugrundstück, welches er vor 12 Jahren für 30 000.— DM erworben hat, für 500 000.— DM wieder verkauft. Diese ungeheure Preisdifferenz von 470 000.— DM ist sicherlich nicht vertretbar. Die allzu hohen Grundstückspreise machen den Wohnungsbau in unserem Lande von Monat zu Monat teurer. Ferner trägt es sich nicht mit dem Gedanken des Rechtsstaates, daß die Währung durch jährliche Geldentwertungsquoten entwertet wird. Es ist Betrug an dem fleißigen und sparsamen Staatsbürger, der treu und brav sein Geld zur Sparkasse bringt, wenn nach einigen Jahren die Kaufkraft der D-Mark erheblich zurückgegangen ist. Sodann sind es ungesunde Rechtsverhältnisse, wenn in den Industriebetrieben die Scheinkranken, also diejenigen, welche ohne Grund krank feiern und der Arbeit fern bleiben, genau dasselbe Einkommen haben wie die fleißigen Arbeiter, welche das ganze Jahr hindurch treu und gewissenhaft

ihre Pflicht erfüllen. Schließlich ist es nicht in Ordnung, daß unser Staat auf Grund seiner Gesetze die Wissenschaft viel weniger fördert und in viel geringerem Maße unterstützt als es die anderen großen Länder der Erde tun; denn heute beruht die Zukunft einer Nation mehr denn je auf den Ergebnissen der Wissenschaft und der Forschung.

Aus den wenigen Beispielen mögen Sie ersehen, daß es auch in der Bundesrepublik gesunde und ungesunde Rechtsverhältnisse gibt. Sie, meine lieben jungen Mitarbeiter, müssen sich als Mitglieder der Demokratie mit dafür einsetzen, daß wir in unserem Staat gute und anständige Gesetze erhalten. Nur dann ist auch Ihr Lebensglück gewährleistet. Wie ein Volk ohne rechtsstaatliche Grundlage moralisch, politisch und wirtschaftlich an den Abgrund gebracht werden kann, das haben die 12 Jahre der nationalsozialistischen Verbrecherherrschaft zur Genüge gezeigt. Damals hatten wir kein Recht, sondern es regierte die brutale Gewalt. Verbrecherische und grausame Gesetze sind kein Recht, sondern formaljuristisch unterbaute Willkürakte der Tyrannen. Deshalb denkt einmal in stiller Stunde darüber nach, wie gefährlich und unverantwortlich der Satz ist: „Gesetz ist

Gesetz!“ Gesetze, denen die sittliche Grundlage fehlt, können ein Volk in das größte Unglück bringen. Dagegen sind gute Gesetze, die einwandfrei nach demokratischen Spielregeln zustande gekommen sind, die sichere Grundlage für ein solides und vernünftiges Zusammenleben der Menschen untereinander. Den Kampf ums Recht müssen wir alle führen; ein jeder an seinem Platze. Und den Kampf ums Recht müssen wir alle gewinnen, wenn wir auf dieser Welt bestehen wollen. Das gilt erst recht für das Völkerrecht.

Zum Schluß möchte ich Sie, meine lieben jungen Freunde darauf hinweisen, daß Sie nur dann eine erfreuliche Zukunft vor sich haben, wenn der Weltfrieden erhalten bleibt. Von diesem Frieden haben die edelsten Menschen auf dieser Erde geträumt, und aus diesem Traum muß Wirklichkeit werden, eingedenk der Worte des Dichters Gottfried Keller:

„Das ist das Lied vom Völkerfrieden und von der Menschheit letztem Glück, von goldner Zeit, die einst hienieden, der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.“

bedeutende Persönlichkeit, Dr. med. Tulpenberger, der in der populärwissenschaftlichen Sendereihe „Wir operieren zu Hause“ (oder Do it yourself) zwecks sinnvoller Freizeitgestaltung eine in seinem Institut als Schattenspiel gefilmte Darmoperation kommentierte, die, nach dem begeisterten Applaus der „Zuseher“ zu urteilen, die Wirkung nicht verfehlte. Daß Schadenfreude immer noch die reinste Freude ist, merkte man am befreienden Lachen beim anschließenden Werbefunk, der zum Glück den Titel „Nicht übelnehmen“ trug. Weil aber keines der „großen Tiere“ in dieser Sendung ausgelassen wurde, war es ein leichtes, die „süßesten Früchte“ des letzten Jahres zu pflücken, die unseren Gästen musikalisch umrahmt serviert wurden.

Auch die kaufmännischen Lehrlinge warteten in diesem Jahr mit einem Mammutprogramm auf, das ebenfalls begeisterten Anklang fand. Bei ihnen erschien der Zirkus „Stahlreissani“, dessen hintergründige Wahrheiten manchem Fernsehkabarett Ehre machen würde. Im Anschluß daran sah man auf den Brettern, die die Welt bedeuten, die „Reisholzer Rohrdommeln“ mit einem netten Lied und drei junge, hübsche Damen, die mit Klatsch und Tratsch aus „Großmütterchens Spinnstube“ aufwarteten. Ein dankbares Publikum spendete allen Aktiven herzlichen Beifall. Nach einem geselligen Beisammensein klang dann diese Feier mit dem beziehungsreichen Lied „Auf Wiedersehen“ aus, in das alle Gäste freudig einstimmten.

Sicherlich freuen wir uns alle, daß wir dazu beitragen durften, unseren Eltern und unseren Betreuern in der Ausbildung eine Stunde der Freude, des Gelöstseins vom Alltag zu bereiten. Für

uns aber war dieses Spiel nicht nur Ausdruck unserer freudigen Ausgelassenheit, es war für uns auch ein Teil der Lehre. Bereits die Vorbereitungen bewiesen uns, daß man lernen muß, sich der Gruppe, der Gemeinschaft anzupassen. Zahlreiche Ideen wurden gleichzeitig geboren und lebhaft zum Ausdruck gebracht. Sich einordnen, aber nicht unterordnen, die Meinung des anderen anhören, ohne ungeduldig zu werden, auf den anderen eingehen, ohne seinen eigenen Standpunkt zu verlieren, das konnten wir praktisch üben. Und der Erfolg bestätigte uns, daß nur die Betonung des Gemeinsamen zum Ziele führt, nicht die egoistische Eigenbrötlerei.

Wir denken gern an die Lehrabschlußfeier zurück.

Jürgen Kleffmann



Kein „Aufmarsch der Gladiatoren“ — sondern nur ein letztes Vorstellen aller für diesen schönen Nachmittag Verantwortlichen.



Ernst, Jürgen und Kurt, einige der Hauptdarsteller des großartigen und aktuellen Sketches „Zirkus Stahlreissani“.



Ein Blick in den Zuschauerraum.

Ein Blick nach draußen

Studienfahrten gehören zum Ausbildungsprogramm unserer Lehrlinge. Um ihren Blick zu weiten und ihnen die Arbeit in einem anderen Stahlwerk deutlich zu machen, bereitete unser Werk einen Besuch der Zonengrenze und des Hüttenwerkes Salzgitter vor. Am 1. April gingen 25 junge Lehrlinge unter Leitung ihrer Lehrer und Ausbilder auf die zweitägige Reise. Von ihren Eindrücken am trennenden Todesstreifen der Zonengrenze und vom dynamisch pulsierenden Leben im Hüttenwerk Salzgitter berichten zwei junge Menschen im folgenden Beitrag.



Wir standen am Todesstreifen

Wer lernen will, der muß die Augen offen halten. Darum gilt es, während der Ausbildung auch einmal einen Blick über den Hüttenzaun zu werfen. Lange schon hatten wir uns auf einen kleinen Abstecher nach draußen gefreut. Am 1. April endlich war es so weit. Wir, das waren 35 kaufmännische und gewerbliche Lehrlinge, bestiegen einen geräumigen Reisebus, und los ging es, Richtung Osten. Mit aufgehender Sonne verließen wir zusammen mit unseren Ausbildern Düsseldorf.

Wie im Film spulte sich vor uns das breite Band der Autobahn ab, und schon nach wenigen Stunden hatten wir eine beträchtliche Kilometerzahl zurückgelegt. Abseits der Autostraße, wo im Teutoburger Wald der Cheruskerfürst Hermann einst die Römer schlug, und wo das riesige Denkmal dieses Helden die Landschaft überragt, machten wir Rast. Doch schnell ging es weiter. Das Wetter schlug um, und der Himmel bedeckte sich mit schweren Schneewolken. Bald hatten wir den Harz erreicht. Wir waren nahe der unseligen Zonengrenze. Längst waren Scherz und Übermut verstummt. Beamte des Bundesgrenzschutzes warnten uns vor dem Überschreiten der Demarkationslinie. Dann standen wir an dem schmalen Streifen, der Deutsche von Deutschen trennt.

Wir waren von dem Eindruck überwältigt. Die meisten von uns hatten diese Grenze noch nie mit eigenen Augen gesehen. Wir alle waren unbefangene Beobachter, aber es gab wohl keinen unter uns, der nicht nachdenklich geworden war. Ein breiter, umgepflügter Landstreifen, kahl und ohne Bäume, in seiner Eintönigkeit nur durch Stachel-

draht und drohende Wachttürme unterbrochen, das ist die Zonengrenze. Wir wußten, welche Schicksale sich hier erfüllt haben, wir sahen, welche Wunden diese Trennungslinie mitten durch unser Vaterland geschlagen hat. Und wir ahnten, welches Leid durch sie über ungezählte Menschen hereingebrochen ist.

Wenn ich mir überlege, daß es verboten ist, diesen Grenzstreifen zu überschreiten, so geht das über meinen an demokratische Spielregeln und humanitäre Denkweise gewohnten Verstand. Diese Vorstellung ist für mich wie wohl auch für die meisten Deutschen einfach absurd.

Eisiger Wind peitschte uns entgegen, als wir versuchten, näher an den Todesstreifen heranzukommen. Trostlos starrte uns aus dem gerodeten Grenzstreifen ein großes Haus mit leeren Fensterhöhlen an. Früher war es vielleicht ein Hotel, in dem das Leben nie still stand. Heute dient es als zerfallener Unterstand.

Links der Straße begleiten uns auf unserem Wege die Schienen einer Kleinbahn. Doch weder ihnen noch der Straße gelingt ein Durchbruch in das andere Deutschland. Moos und Gras wachsen zwischen den Schienen. Die Straße ist zerfallen. Ohne Übergang brechen die Verbindungswege ab.

Stacheldraht, kahle Flächen, wiederum Stacheldraht, bewaffnete Vopos und Wachttürme. Über der Grenze der Hoffnungslosigkeit piff eisig der Westwind. Die Fahrt zur Zonengrenze, in übermütiger Erwartung angetreten, hatte uns sehr nachdenklich werden lassen...

Hans-Jürgen Jungen

Drüben geht der Bruder
Seinen eignen Weg.
Nur ein karger Gruß
Dann und wann
Zuckt zu uns her.
Kühl bleibt das Wort.
Brennt denn das Herz nicht,
Brandet das Blut,
Unwettern gleich,
Nicht durch das Geäder?
Wissen zählt nicht.
Ahnung ist viel,
Sehnsucht noch mehr.
Was uns verbindet
Über die Zeiten,
Sagt nicht das Wort,
Weiß nur das Herz,
Klingt zuweilen
Auf im Betrachten
Lange vergilbter Photos.
„Damals“ dann heißt es.
Aber die Stunde,
Die jetzt und hier,
Lebt doch durch sie,
Wandelt die Straße noch immer
Aus der Erinnerung her.

Hans Bahrs

Besuch in Salzgitter

Wir standen noch ganz unter dem Eindruck der Zonengrenze, die wir kurz vorher besucht hatten, als wir in Salzgitter eintrafen. Welch ein eindrucksvolles Bild vermittelte uns doch dieses Werk. Die riesigen Anlagen der Hütte, ein Hochofen beim Abstieg, eine Thomasbirne in Blasestellung, deren Flammensäule beim Kippen wohl 20 Meter in den Hallenraum ragt, ein 1000 Meter langes Blockwalzwerk und die großen Grobblech-Warmwalzstraßen...

Das Hüttenwerk Salzgitter ist weiträumig und großzügig angelegt. Der Verkehr im Werk spielt sich zur Sicherheit aller hier Beschäftigten in drei Ebenen ab. Die Werksbahn benutzt die erste, Autohochstraßen bilden die zweite und die Erzzubringerbahn die dritte Ebene. Mit elf Quadratkilometer Größe umfaßt das Hüttenwerk Salzgitter eine imposante Fläche.

Das Werk wurde in den zwanziger Jahren auf grünem Felde errichtet, nachdem technisch die Möglichkeiten gegeben waren, saure und arme Erze zu verhüten. Seine erste Blüte erlebte es zehn Jahre später, als alle inländischen Rohstoffvorkommen ausgenutzt wurden. Heute ist die Hütte, gemessen an der Roheisenerzeugung, die zweitgrößte, der Rohstahlerzeugung nach die drittgrößte der Bundesrepublik. Dem Umsatz entsprechend gehört sie zu den zehn größten Westdeutschlands.

Die Hütte verfügt über die größten Erzvorkommen Europas, die sich direkt vor ihren Toren ausbreiten. Es handelt sich um Spateisenerze, die einen Eisengehalt von über 28 Prozent aufweisen. Durch Waschen und Rosten erhält das im Hochofen eingesetzte Erz einen Eisengehalt von ungefähr 43 Prozent. — Unter diesen Bedingungen wird in Salzgitter zwar nicht der beste, jedoch der billigste Stahl auf dem Kontinent hergestellt.

Die Werksanlagen erstrecken sich von Kokerei und Hochofen über moderne Stahlwerke und Gießereien bis zu Mittelblechwalzwerken. Ein Feinblechwalzwerk und eine Drahtstraße sind im Bau.

Das Fertigungsprogramm ist dementsprechend sehr umfangreich. Die Fertigung bedingt zahlreiche Nebenbetriebe: Gas- und Wasserwerke, Werkstätten für Elektro- und andere Maschinen und vieles andere mehr. Große Betriebsstätten dienen der Ausbildung des Nachwuchses.

Ebenso großzügig wie das Werk ist die Stadt Salzgitter, besser: sind die „Städte“ Salzgitter angelegt. Sie entstanden aus Arbeiterbaracken und Bauhütten. Sie sind dezentralisiert gegliedert, wachsen allmählich natürlich zusammen und gelten für die moderne Städteplanung in Europa als Beispiel, wie man bauen sollte.

Hans-Dieter Stolper

Arbeitssicherheit, unsre Aufgabe

Größere Anstrengungen auf dem Gebiet der Arbeitssicherheit forderte Otto Brenner, der 1. Vorsitzende der IG Metall, in Essen in einer Rede zur 1. Arbeitssicherheitskonferenz der IG Metall für die Bundesrepublik. Da Brenner erkrankt war, mußte das Referat in seiner Abwesenheit verlesen werden. Im Mittelpunkt der Ausführungen stand die These, daß „gesellschaftliche Kräfte und Vorstellungen hemmend auf eine rationale Organisation des Arbeitslebens wirken“, die erst ein größtmögliches Maß an Arbeitssicherheit verbürgen würde. Das Grubenunglück an der Saar und das Unglück bei Hamm seien ein schlagender Beiwies dafür, wie wenig Sicherheit dem Menschen heute selbst bei seiner täglichen Arbeit gegeben sei. Der soziale Fortschritt habe zwar „manche Teilerfolge“ gebracht, aber das Problem der Arbeitssicherheit sei noch keineswegs gelöst. Brenner machte in diesem Zusammenhang Angaben hinsichtlich der Unfallhäufigkeit. Danach waren im Jahre 1960 in der Bundesrepublik über 3 Millionen meldepflichtige Arbeitsunfälle zu verzeichnen, was bedeutet, daß an jedem Arbeitstag 160 000 Arbeitnehmer fehlen mußten. Allein in der Metallindustrie geschahen 646 300 Arbeitsunfälle, jeder 4. Arbeitnehmer wurde also jährlich von einem Unfall betroffen. Insgesamt waren in der Bundesrepublik in einem Jahr über 5200 Tote und fast 100 000 schwere Arbeitsunfälle mit einer 20 bis 100prozentigen Minderung der Erwerbsfähigkeit zu beklagen. Demgegenüber seien in anderen Industrieländern, wie z.B. in den USA, Frankreich, England und den Niederlanden, sinkende Unfallziffern zu verzeichnen. In den USA stelle sich Präsident Kennedy selbst an die Spitze der Bewegung zur Verbesserung des Arbeitssicherheitsprogramms, während hierzulande derartige Sicherheitskampagnen noch völlig fehlten. Brenner sprach in diesem Zusammenhang von Versäumnissen „verantwortlicher Stellen“. Im einzelnen nannte er als Gründe für steigende Unfallziffern in der Bundesrepublik eine vielfach noch mangelhafte Gewerbeaufsicht, Nachlässigkeit in der Beseitigung technischer Mängel und die Tatsache, daß nur wenige Arbeitnehmer in „Arbeitssicherheit“ richtig ausgebildet worden seien. Die durch Unfälle verursachten Kosten hätten im letzten Jahrzehnt 40 Milliarden Mark betragen.

Scharfe Kritik übte Brenner an der staatlichen Gewerbeaufsicht und den Berufsgenossenschaften. Nicht nur, daß sie personell ungenügend besetzt und mit unzureichenden Mitteln ausgestattet seien, ihre Beamten würden auch oft das Prinzip der Verantwortung gegenüber allen nicht genügend beachten. Brenner sagte, es dürfe nicht mehr passieren, daß aus „sogenannten ‚wirtschaftlichen‘ Gründen“ Ausnahmen von Unfallverhütungsvorschriften genehmigt, die Betriebsräte und Belegschaften ungenügend an der Mitarbeit an der Unfallverhütung beteiligt, unvollständige Unfallstatistiken verbreitet und die Gesetzgebungsarbeit auf dem Gebiet der Arbeitssicherheit im Sinne der Unter-

nehmer beeinflußt werden. Im Hinblick auf die Unternehmer setzte sich Brenner für ein gemeinschaftliches Vorgehen in den Fragen der Arbeitssicherheit ein. Dies sei oft durch die „Gegensätzlichkeit der Interessen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern und der besonders in Deutschland traditionellen Einstellung der Arbeitgeber zu den Gewerkschaften“ erschwert worden, und es seien erst in letzter Zeit einige Versuche zur gemeinsamen Lösung von Arbeitssicherheitsproblemen zu verzeichnen. Insbesondere in der Eisen- und Stahlindustrie, wo die paritätische Mitbestimmung der Arbeitnehmer gelte, könne man auf Erfolge zurückblicken. Die IG Metall werde angesichts der Unzulänglichkeiten auf dem Gebiet der Arbeitssicherheit ihre Mitglieder und Funktionäre noch mehr als bisher zur Erhöhung der Arbeitssicherheit anhalten, die staatlichen und berufsgenossenschaftlichen Aufsichtsorgane zu einer besseren Zusammenarbeit bewegen, die „veraltete und ungenügende Gesetzgebung den Bedingungen der modernen Arbeitswelt anpassen und den Ausbau der betrieblichen Arbeitssicherheitsorgane vorantreiben. Die IG Metall könne nicht dulden, daß zunächst die Verletzten für das Unfallgeschehen verantwortlich gemacht werden, wo in Wirklichkeit technische Unzulänglichkeit und eine ungenügende Berücksichtigung der Erfordernisse menschlicher Arbeit vorliegen.“

Die Ausführungen Otto Brenners zeigen, daß Gewerkschaften und Unternehmer in gleichem Maße am Thema Arbeitssicherheit interessiert sind. Auch wir haben wiederholt diesen Komplex durch Beispiele aus dem Betrieb beleuchtet. Um die Unfallkurve zu senken, haben wir in den Betrieben auch von der Schulungsseite den Sicherheitsgedanken auf verschiedene Art mobilisiert. Die Unfall-Vertrauensleute haben Kurse besucht, die die Unfallverhütung zum Thema hatten. Die neuen Meister und die Jung-Ingenieure wurden durch die Abteilung Arbeitssicherheit mit den Gefahrenquellen und den Möglichkeiten ihrer Beseitigung vertraut gemacht. Regelmäßige Betriebsbegehungen runden das Bild ab. Auch der personelle Ausbau der Abteilung Arbeitssicherheit sowie fruchtbare Besprechungen mit den einzelnen Betriebsleitern, schließlich auch die wiederholten Zusammenkünfte der Unfall-Vertrauensmänner dienten dem Gedanken der Arbeitssicherheit. Vor kurzer Zeit erst erfolgte unter dem gleichen Gesichtswinkel der Umbau des Vertrauenskörpers im Werk.

Zwar sind die hier angeführten Vorkerungen letzten Endes nur organisatorischer Natur, jedoch liegt es auf der Hand, daß alle Maßnahmen nur dann einen Sinn haben, wenn bei jedem einzelnen Mitarbeiter im Betrieb die menschliche Bereitschaft vorhanden ist, die Ursache der Betriebs- und Wegeunfälle zu bekämpfen. Wir haben ständig durch Aufrufe gemahnt und gewarnt. In diesem Jahr steht als zentrale Frage die Lärmbekämpfung im Vordergrund. Hier ist die Geschäftsführung für jede Anregung, für jede konstruktive Idee dankbar.

Denk nach und „komm gut heim“

Dieser gute Wunsch begleitet täglich viele Millionen Menschen auf dem Weg zur Arbeit, zur Schule, oder wo auch immer ihre Schritte oder die rollenden Räder der Fahrzeuge sie hinführen mögen. Er ist diktiert von der Furcht vor dem Ungewissen, vor dem Unheil, das jedem jederzeit heute auf unseren Straßen drohen kann. Wir aber, Sie und ich, müssen nach Kräften danach streben, daß dieser Wunsch auch in Erfüllung geht. Denn die Gefahren auf unseren Straßen werden immer größer: Allein im letzten Jahr kamen bei rund 980 000 Verkehrsunfällen mit Personenschäden im Bundesgebiet rund 14 000 Menschen zu Tode! Über 400 000 wurden verletzt!

Die nüchternen Zahlen sagen uns auf den ersten Blick nur wenig. Erst wenn wir sie uns anschaulich machen, erkennen wir, welch erschreckendes Maß an Leid und Elend sich hinter ihnen verbirgt: über 400 000 Menschen, alle Einwohner einer Großstadt, Männer und Frauen, Kinder und Greise, mehr oder weniger schwer verletzt, zum Teil schwer verstümmelt — über 4000 Krankenhäuser zu je 100 Betten voll verletzter Menschen! Und man stelle sich vor: 14 000 Tote — alle Einwohner einer Kleinstadt in einem Jahr dahingerafft! Ein Meer von Blut und Tränen! Neben dem unermesslichen Leid für ungezählte Familien stehen die enormen Kosten, welche die Verkehrsunfälle verursachen. Da ist der Sachschaden, der Tag für Tag einige hunderttausend Mark verschlingt. Die Personenschäden aber bedeuten Millionenverluste für unsere Volkswirtschaft.

Was die Verkehrsunfälle allein für den Bereich der gewerblichen Wirtschaft bedeuten, mögen die folgenden Zahlen deutlich machen. Den gewerblichen Berufsgenossenschaften als den wesentlichen Trägern der gesetzlichen Unfallversicherung wurden im Jahr 1960 von den 1,6 Mill. Betrieben mit annähernd 18 Mill. Beschäftigten rund 2,5 Mill. Arbeitsunfälle und Berufskrankheiten gemeldet. Davon waren allein fast 300 000 Unfälle auf dem Arbeitsweg. Mit fast 26 Prozent waren die Verkehrsunfälle an den rund 80 000 Fällen beteiligt, für die von den Berufsgenossenschaften Entschädigungen gewährt werden mußten. Von den rund 4800 tödlichen Arbeitsunfällen hat sich sogar fast die Hälfte auf dem Arbeitsweg ereignet.

Wenn Sie bedenken, daß einer achtstündigen Arbeitszeit im Betrieb im Durchschnitt eine Stunde für den Hin- und Rückweg von der Wohnung zur Arbeitsstätte gegenübersteht, so wird uns klar, was es bedeutet, wenn fast die Hälfte aller entschädigten tödlichen Unfälle im

Bereich der gewerblichen Berufsgenossenschaften Verkehrsunfälle sind.

Die Aufwendungen der Träger der gesetzlichen Unfallversicherung sind entsprechend hoch, ja, diese eine Stunde auf der Straße ist heute die teuerste Stunde des Tages! Über 300 Millionen D-Mark müssen allein die gewerblichen Berufsgenossenschaften zur Behebung der aus diesen Unfällen entstehenden Schäden an Leib und Leben aufwenden. Hier ein Beispiel für die Kosten eines Unfalles:

Ein 31jähriger Schlosser verunglückte auf dem Heimweg von der Arbeit mit seinem Motorrad. Er zog sich dabei schwere Verletzungen an der linken Hand zu, in deren Folgen vier Finger amputiert werden mußten. Was kostete dieser Unfall?

Heilungskosten	360.— DM
Krankengeld	806.06 DM
Kosten für Umschulung	725.— DM
Rentenleistungen:	
(Jahresarbeitsverdienst 4752.— DM)	
3½ Monate 60proz. Rente (monatlich 174.20 DM)	609.70 DM
19 Monate 50proz. Rente (monatlich 145.20 DM)	2 758.80 DM
Rentenaufwand 40proz. Rente (monatlich 105.60 DM) bis zur Vollendung des 75. Lebensjahres	52 588.80 DM
Gesamtaufwand	57 848.36 DM

Die Kosten für die Verkehrsunfälle gehen letzten Endes zu Lasten unserer Volkswirtschaft, d. h. im Grunde muß jeder einzelne von uns seinen Teil zu dieser Summe beitragen.

Der Wunsch „Komm gut heim!“ wird nicht unbedacht hingesagt, ist keine leere Floskel ohne tieferen Sinn. Bitte denken Sie einmal darüber nach. Sie werden dann erkennen, daß es sich lohnt, im Straßenverkehr Bescheid zu wissen, seine Spielregeln zu beherrschen. Sie werden erkennen, daß auch Ihnen die Verpflichtung auferlegt ist, mitverantwortlich zu sein für die Sicherheit auf unseren Straßen, selbst dazu beizutragen, daß Sie gesund nach Hause kommen. Bitte denken Sie stets daran: Ihre Lieben wollen Sie gesund wiedersehen. Helfen Sie mit, daß der gute Wunsch aller für alle in Erfüllung geht:

Komm gut heim!

Polizei kontrollierte Fahrzeuge

Im Rahmen der Verkehrssicherheitstage 1962 vom 5. bis 11. Mai 1962 wurden die Fahrzeuge unserer Belegschaftsmitglieder im Werk Reisholz und im Werk Oberbilk (Früh- und Spätschicht) von der Verkehrspolizei kontrolliert.

Ergebnis der Kontrolle im Werk Reisholz

überprüft wurden: beanstandet wurden:

Fahrräder	620	80 = 12,9% (21,6%)
Mopeds	125	11 = 8,8% (46,0%)
Motorräder	45	5 = 11,1% (6,7%)
PKWs	400	8 = 2% (—)

Ergebnis der Kontrolle im Werk Oberbilk

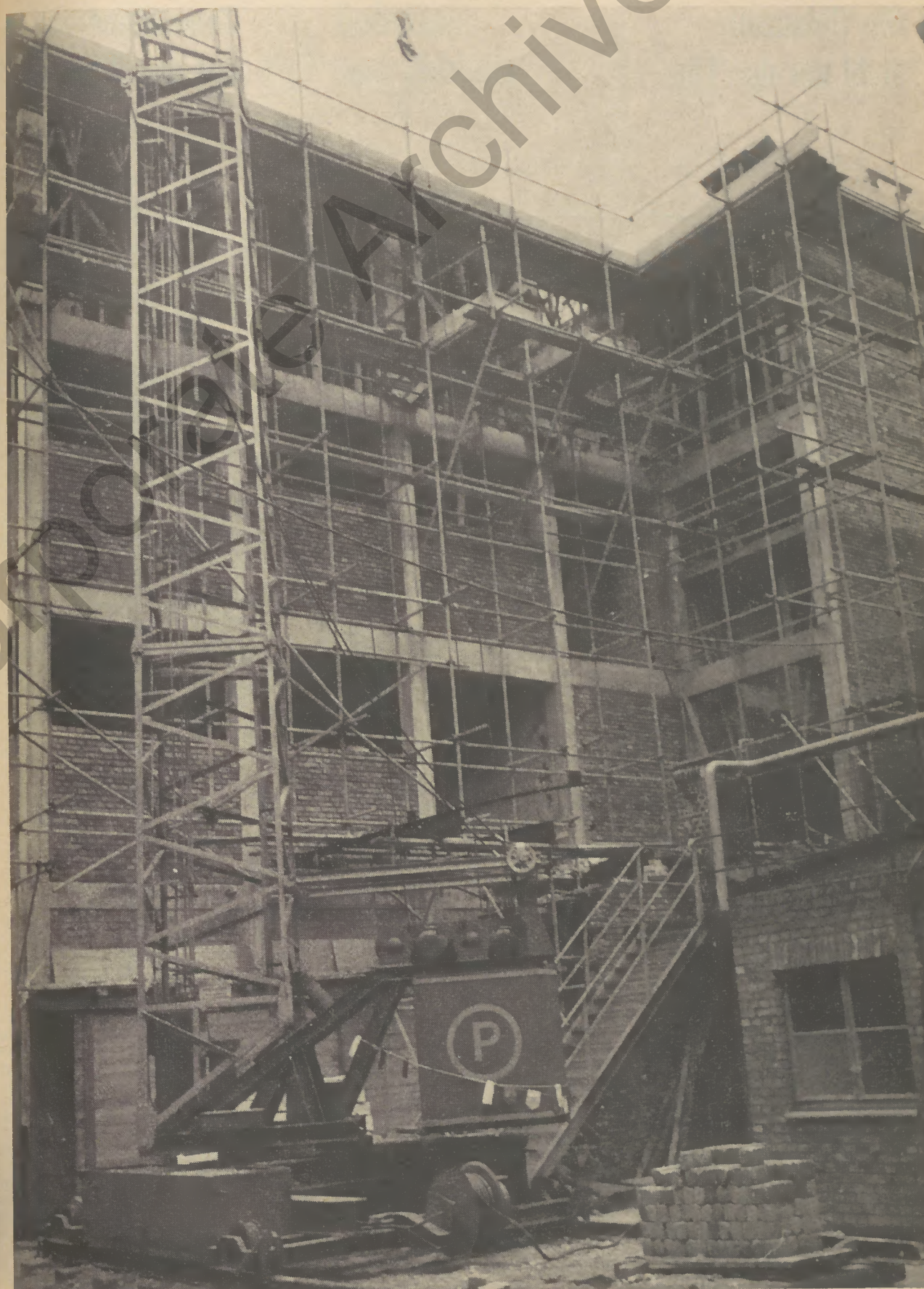
überprüft wurden: beanstandet wurden:

Fahrräder	90	33 = 36,7% (40,6%)
Mopeds	23	3 = 13,0% (22,8%)
Motorräder	9	1 = 11,1% (32,3%)

(Klammerwerte bedeuten die Werte des Vorjahres.)

In Reisholz wird ständig gebaut

Außen ein Gerüst von stählernen Stangen, innen ein Wald tragender Stämme über allem ein geschmücktes Bäumchen als Richtkranz, das bunte Bänder trug. So präsentierte sich dem Beschauer der stolze Erweiterungsbau der Waschräume, der neben der Schreinerei in die Höhe gewachsen ist. Auf 550 Quadratmeter Grundfläche ist dieses Projekt trotz der ungünstigen Witterung in kurzer Zeit entstanden. 130 Kubikmeter Beton mußten allein für jede der eingezogenen Zwischendecken angefahren werden, ehe der Richtkranz in 18 Meter Höhe aufgefällt werden konnte. Trotz der zahlreichen technischen Schwierigkeiten ist alles reibungslos verlaufen, so daß bald mit der Beendigung der größten Arbeiten gerechnet werden kann. Wenn nach erfolgtem Innenausbau die letzten Handwerker das Gebäude verlassen werden, dann stehen uns hier die lang erwarteten Waschräume zur Verfügung. Darum gilt es nur noch begrenzte Zeit, sich mit den provisorisch geschaffenen Wascheinrichtungen abzufinden. Bald wird es ja anders.



Die Reisezeit steht vor der Tür

Zur Hauptreisezeit kann die sonst so herrliche „Fahrt ins Blaue“ zu einem kostspieligen Erlebnis werden. „Kennen Sie ein gutes Hotel in K.“? Diese Frage stellte mir eine Mitreisende, als sich unser Zug späts abends — und auch noch mit etwas Verspätung — dieser Stadt näherte. Leider kannte ich keins. Sie hatte einiges Gepäck — „Handgepäck“, bestehend aus einem kleinen und einem größeren Koffer, einer Hutschachtel und einer Tasche. Nachdem wir in gemeinsamer Anstrengung diesen Gepäckberg auf den Bahnsteig befördert und mit Mühe und nach erheblichem Warten einen Gepäckträger gefunden hatten, verließ ich sie. Am nächsten Tag traf ich sie in der Stadt. So etwa war der Abend weiter verlaufen: Zunächst bat sie den Gepäckträger, mit ihr von Hotel zu Hotel in Bahnhofsnähe zu gehen, um nach einem freien Zimmer zu fragen. Das hatte er abgelehnt und sie auf den Hotelanzeiger verwiesen, der allerdings nur noch ein freies Doppelzimmer im teuersten Hotel der Stadt anzeigte, soweit es sich um die Bahnhofsgegend handelte. Das schien ihr zu kostspielig. Also verlor sie das Gepäck in eine Taxe und machte sich auf die Suche. Schließlich fand man weit entfernt vom Bahnhof ein wenig angenehmes Zimmer. Allein die Taxe hatte sie vermutlich mehr gekostet als das teuerste Zimmer.

So darf man freilich nicht reisen, wenn man nicht unnötig Geld ausgeben will. Besonders, wenn der Zug nach 18 Uhr am Bestimmungsort eintrifft, wird die Suche gewöhnlich schwierig. Ein Gang zum Reisebüro ermöglicht jedem, sich an Hand eines Prospektes über Hotels und deren Lage zum Bahnhof zu orientieren. Reichtzeitige briefliche Zimmerbestellung bringt dann die Gewißheit, eine passende Bleibe zu finden. Auch das örtliche Verkehrsamt kann helfen. Ebenso ist es ratsam, sich, falls man längere Zeit in einer Stadt oder einem Ort bleiben will, ein wenig umzuhören, wo man gut und preiswert essen kann, welche Sehenswürdigkeiten es gibt und wie man dorthin kommt — auf die Dauer werden nämlich Taxen doch recht teuer, die man vielleicht nimmt, weil man den Weg zum gewünschten Ziel nicht kennt oder gar nehmen muß, weil man sich verirrt hat.

Es lohnt sich auch, vor einer Reise — ganz besonders, wenn diese ins Ausland führen soll, wo die Preisverhältnisse sich oft recht erheblich von den gewohnten unterscheiden, Erkundigun-

gen einzuziehen über die Kosten der Dinge, die man während der Ferien nicht entbehren kann oder will (Filme, Toilettengegenstände usw.). Aber bitte nicht auf jemand verlassen, der vor 4 oder 5 Jahren dort war oder der es nur gehört hat, daß dort dies oder jenes so billig sein soll. Ist man nicht ganz sicher, so nehme man die fraglichen Dinge lieber von zu Hause gleich mit, dann kann es keine Pannen geben.

Auch heute gibt es noch eine ganze Reihe von Menschen, die trotz aller Reisewut verhältnismäßig unerfahren im Reisen sind. Wer zu ihnen gehört und nun den ersten Vorstoß in unbekannte Gegenden oder ins Ausland machen will, noch dazu in Länder, deren Sprache man nicht beherrscht, sollte sich überlegen, ob er sich nicht einer Reisegesellschaft anschließen will. Allerdings ist es, wenn man preiswert reisen will, doch ratsam, sich einmal einen privaten Prospekt von dem Reiseziel zu besorgen, um die Preise zu vergleichen, wobei man allerdings auch die Betreuung durch das Reiseunternehmen bei der Kalkulation in Betracht ziehen muß (die Hotels sind bestellt, der Gepäcktransport geregelt und Ausflüge organisiert usw.). Übrigens kann man, was nicht alle wissen, bei den Sparkassen „reiseparen“ und kommt so noch in den Genuß einer besonders günstigen Pauschale.

Aber ob Gesellschafts- oder Einzelreise — die Vorbereitungen und Planungen können gar nicht früh genug beginnen. Denn es ist eine manchmal bittere Erfahrung, daß die Freude an einer ungenügend vorbereiteten Reise durch unvorhergesehene Kosten sehr geschmälert wird. Dennoch muß auch bei vernünftiger Planung die Reisekasse auf Unvorhergesehenes gerüstet sein. Bleibt dann am Schluß — ohne daß man geknauert hat — etwas übrig, nun, desto besser. Man kann es zusätzlich ausgeben, kann die Urlaubszeit verlängern oder es auf die Sparkasse bringen als Grundstock für den nächsten Urlaub.

Zahnschmerzen auf der Zugspitze?

Von Jahr zu Jahr wird uns das Reisen leichter gemacht. Schon im Winter blättern wir gelassen in Prospekten, in denen sich Landschaften und Länder aller Längen und Breiten von ihrer strahlendsten Sonnenseite zeigen. „Was kostet die Welt?“, unwillkürlich stellt sich dies Gefühl ein, wenn wir als Strategen des Tourismus souverän über Meere und Metropolen, Länder und Leute entscheiden. Doch unsere bunten Prospekte tun ein übriges. Sie beantworten sogar unseren doch nur rhetorisch fragenden Ausruf nach dem Preis der Welt: Detailliert, gestaffelt nach Vor-, Haupt- und Nachsaison, mit / ohne Bedienung, Frühstück, Garage und so weiter, veraten sie uns auf den Pfennig genau, was die Welt kostet. Da die Preise nur für jeweils einen Tag angegeben sind, erscheinen sie beileibe nicht hoch, was unsere Beglückung noch mehr steigert. Man hat also heute die Möglichkeit, Monate vorher den Urlaub in genüßlicher Vorfreude zu planen und auskosten. Dennoch sind die Tage vor der Abfahrt für viele aufregender als das



ganze Arbeitsjahr. Hat man an alles gedacht? Was wird aus den Fischen aus der Blumenbank? Wird das Gas das Wasser auch nicht ausströmen? Werden die Koffer zugehen?

Auch diese und alle anderen Fragen werden uns in der verwalteten Reisewelt abgenommen. Freundliche Menschen und Institutionen — Reisebüros, Mineralölgesellschaften, Banken — drücken uns Fragebogen in die Hand, die allen Eventualitäten gerecht werden. Phantasie und Gedächtnis sind überflüssig geworden — wir lesen, tun und haken ab.

In diesen Reisevorbereitungsfüßeln findet man immer häufiger die Frage

Gedanken zum Werktag

Waren Sie auch beim Zahnarzt?" Zwei-
los ein wichtiger und guter Rat. Ist
schon mancher bei Klima- und
Wetterwechsel in ein akutes Stadium
schmerzhaftester Zahnschmerzen geraten, die
nicht mit den stärksten Tabletten
vertreiben ließen. Gegen Feuer,
Wasser und Diebstahl können wir uns
für die Dauer der Reise versichern las-
sen, nicht aber gegen entgangene Ur-
barsfreuden infolge von Zahnschmer-
zen. Außer gründlicher Zahnpflege —
morgens und abends — gibt es gegen
solchen Verdruss und die gefährlichen
Folgeerkrankungen an Gelenken, Mus-
keln, an Herz und Magen nur eine wirk-
same Versicherung: Einen Besuch beim
Zahnarzt, solange es noch nicht wehtut.
Unsere bevorstehende Urlaubsreise ist
dazu der gegebene Anlaß.

Übrigens: Apotheken und Drogerien
erzeichnen alljährlich für die Dauer
der Feriensaison ein recht spürbares
Ansteigen des Zahnbürstenverkaufs.
Sollte dies Phänomen vielleicht einen
Rückschluß darauf erlauben, daß sich
mancher das ganze Jahr hindurch mit
einer hin und wieder benutzten Bürste
begnügt und nun im Hinblick auf
das Sommermädchen ...? Leider lassen
sich andere Erhebungen, nicht zuletzt
das Ausmaß des Gebißzerfalls darauf
schließen, daß es in Deutschland mit
der Zahnhygiene noch recht kläglich be-
stellt ist. Höchstens ein Viertel aller
Erwachsenen putzt sich abends die
Zähne! Dabei bietet eine regelmäßige
Zahnpflege nachweislich den besten
Schutz gegen die so unangenehmen und
oft folgenschweren Zahnerkrankungen.
Wer seit langem zu diesem knappen
Viertel zählt, wird sich sehr wahrschein-
lich eines zahnwehfreien Urlaubs
erfreuen können. Sollten Sie jedoch bis-
lang zu dem Gros der Gelegenheits-
oder Nur-morgens-Zähneputzer gehört
haben, können Sie sich eine zusätzliche
Ferienfreude bereiten: Gehen Sie mit
geputzten und geputzten Zähnen schla-
fen. Sie werden besser schlafen, nicht
zuletzt, weil Sie in dem Bewußtsein ein-
schlafen können, etwas für Ihre Gesund-
heit (und Ihre Schönheit) getan zu haben.

Es ist heute schwer, eine Verabredung
einzuhalten, zumal mit einem alten Be-
kannten, den man unverhofft, vielleicht
sogar nach Jahren wieder getroffen hat.
Man plante bereits einen Besuch, doch
dann hatte man in der letzten Zeit zu-
viel „um die Ohren“, und so war nichts
daraus geworden. Bei der telefonischen
Entschuldigung durchblättert man in
Gedanken seinen Terminkalender: Also
diese Woche geht es auch nicht mehr.
Und nächsten Montag ist außerhalb ein
geschäftlicher Termin wahrzunehmen,
Dienstag muß man einen wichtigen Vor-
trag besuchen, Mittwoch ist das Theater-
abonnement fällig, Donnerstag tagt der
Klub und Freitag — was war doch am
Freitag? Richtig, da hatte man einem
Freund versprochen, ihm bei der gründ-
lichen Wagenreinigung zu helfen, und
über das Wochenende ist man mit ihm
unterwegs. Es sieht also in der nächsten
Zeit wirklich schlecht aus. Man gelobt,
demnächst wieder anzurufen — und da-
bei bleibt es ...

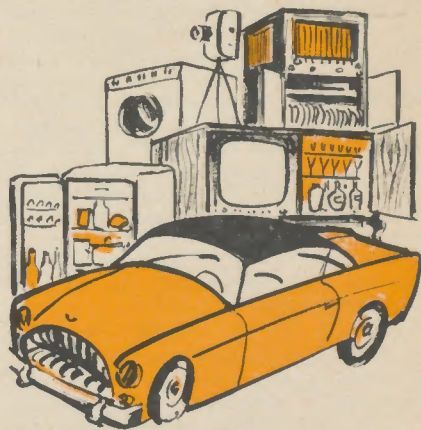
Das ist eben das Tempo unserer Zeit,
lautet das Argument für eine so rast-
lose Lebensweise. Die Gegenfrage, wer
denn dieses Tempo bestimme, wird mei-
stens mit dem Schlagwort „die Tech-
nik!“ beantwortet. Die Technik jagt die
Menschen angeblich von einem Rekord
zum anderen, immer schneller, immer
weiter, immer höher. Und tatsächlich,
man muß sich nach den immer kürzeren
Fahrzeiten der Verkehrsmittel richten,
die Produktionsmaschinen arbeiten im-
mer schneller, und selbst die Freizeit
wird mehr und mehr von der Technik
bestimmt.

Der Krieg und seine Folgen haben viele
Menschen um das gebracht, was sie sich
in jahrzehntelanger Arbeit geschaffen
hatten. Die Technik gab die Möglichkeit,
bei erhöhter Leistung in verhältnis-
mäßig kurzer Zeit den materiellen Ver-
lust einigermaßen auszugleichen. Man-
che haben durch den Krieg acht oder
mehr Jahre für ihre berufliche Entwick-
lung verloren. Ist es da verwunderlich,
wenn sie nun versuchten, das Ver-
säumte nachzuholen, indem sie von
einem Fortbildungskurs in den anderen
hetzten? Soll man es verurteilen, wenn
sie von einer Veranstaltung zur ande-
ren jagen und sich von einem Vergnü-
gen in das nächste stürzen oder gar mit
dem Auto im Eiltempo alle Schönheiten
der Natur und Baukunst besuchen, um
jetzt wieder das verlorene Privatleben
„nachzuholen“? Die Jugend wuchs in
diesem Lebensrhythmus auf und über-

nahm auch die für sie eigentlich gar
nicht mehr notwendige Rastlosigkeit.

Auf den ersten Blick scheinen die ange-
führten Gründe für ein höheres Lebens-
tempo zu sprechen. Soweit die vermehr-
ten Anstrengungen dazu dienten, den
tatsächlichen Nachholbedarf an lebens-
notwendigen Gütern zu befriedigen
oder ein schnelleres berufliches Fort-
kommen zu erreichen, mochte das ge-
steigerte Lebenstempo auch eine wirk-
liche Berechtigung gehabt haben. Es ist
jedoch absurd zu glauben, man könne
auch persönliches Erleben und indivi-
duelle Eindrücke im Zeitraffergang ver-
vielfachen. Im Gegenteil, hier führt eine
hektische Lebensweise zu einem gefähr-
lichen Mangel an Gegenwartsnähe. Man
schaut in seiner Rastlosigkeit nämlich
nur noch in die Zukunft und, wenn es
hoch kommt, einmal zurück auf „die
gute alte Zeit“, der Gegenwart wird
man sich aber nicht mehr recht bewußt.

Es gibt zahllose Beispiele für diese An-
nahme. Dazu gehört auch die Neigung
des modernen Menschen, sich mit im-
mer komfortableren Gütern zu umge-
ben. Dagegen ist jedoch grundsätzlich
noch nichts einzuwenden. In ihrem un-
aufhaltsamen Streben kommen die
Menschen aber nicht mehr dazu, sich
über das Erreichte ausgiebig zu freuen,
sondern trachten bereits nach einer
neuen „Errungenschaft“, die der Nach-
bar oder Kollege schon besitzen und
streben weiter. Der erste „Luxusartikel“
aus der Sicht der Nachkriegszeit
war das Radio. Einige Jahre später der
„Super mit 3-D-Klang“ und schließlich
das „dazugehörige“ Tonbandgerät. Es
blieb nicht lange Zeit, sich dieser An-
schaffungen zu erfreuen, denn schon
stand auf dem Nachbarhaus eine Fern-



Nicht jeder sein eigener Polizist

sehantenne, die frühere Schulfreundin besaß bereits einen Kühlschrank und und der Kriegskamerad fuhr sogar einen eigenen Wagen!

Hatte man auch das geschafft, so folgen nun Spritztouren am Wochenende, auf deren Rückfahrt man nicht die neuen Eindrücke nachwirken läßt, sondern schon wieder Pläne für den nächsten Sonntag macht. Zum Mangel an Gegenwartsbewußtsein gehört aber auch, daß man oftmals morgens bereits den Feierabend herbeiwünscht, abends dann bei einem Spaziergang nicht etwa den schönen Sonnenuntergang bewundert, sondern wiederum an das Arbeitsprogramm des nächsten Tages denkt und um die Monatsmitte den Zahltag am Letzten ersehnt — die Zeit dazwischen zählt nicht mehr!

Indem man sich aber der Gegenwart nicht mehr gebührend bewußt wird oder sie absichtlich durch das Ausrichten aller Gedanken auf den Zahltag, den Sonntag, den Urlaub ignoriert, verkürzt man indirekt sein Leben. Die Zeit streicht im Fluge dahin, denn alles Trachten ist stets nur auf das nächste größere Ziel oder auch auf zu erwartende Unannehmlichkeiten konzentriert. Man übersieht dadurch die tausend kleinen, schönen Dinge des Alltags, des Heute, des Augenblicks, die das Leben wirklich inhaltsvoll gestalten können, wenn man sie nur recht auf sich einwirken läßt. Die Natur, Kunstwerke, Hobbys und viele andere Kleinigkeiten können soviel herrliche Eindrücke vermitteln, die gar kein Geld kosten und kein Streben nach einem Übersoll erfordern: Man muß sich nur Zeit für sie nehmen und sich ihnen innerlich aufschließen.

Es ist der frühe Morgen eines hochsommerlichen Tages. Ein Gastwirt am Rande eines Vorortes von Offenbach erwacht von einem Rütteln an den Fensterläden. Weil sich sein Lokal, im Bootshaus eines Rudervereins, in einiger Entfernung von der nächsten Siedlung befindet, hat der Gastwirt seit Jahren eine geladene Pistole im Schlafzimmer liegen, allerdings ohne einen Waffenschein zu besitzen. Mit der Pistole in der Hand tritt er ins Freie und sieht seine Vermutung bestätigt: An seinem Fenster machen sich zwei Einbrecher zu schaffen.

Der Gastwirt ruft sie an, doch die beiden laufen davon. Zwei Schüsse peit-



schen hinter ihnen her. Eines der Geschosse trifft einen der Flüchtenden, durchschlägt seinen Magen von hinten, verletzt Leber und Nieren. Einige Monate später findet sich der Gastwirt vor Gericht — als Angeklagter. Er, der unbescholtene Bürger, ist angeklagt. Die beiden Verbrecher aber sitzen auf der Zeugenbank — vom Staatsanwalt bestellt, um gegen den Gastwirt auszusagen.

Dem sogenannten gesunden Menschenverstand erscheint es wie eine verdrehte Welt, so unlogisch wie ungerecht: Die menschliche Gesellschaft, vertreten durch den Justizapparat, zieht einen Unbescholtene zur Rechenschaft, weil er sich gegen Verbrecher gewehrt hat? Und die beiden waren Verbrecher! Der Verletzte zum Beispiel hatte eine Reihe von Autos ausgeraubt. Ein hartgesottener Krimineller also, dem infolge des Gastwirtsschusses eine ganze Einbruchserie nachgewiesen werden konnte. Hätte der Gastwirt nicht geschossen,

dann wären die beiden vielleicht jetzt noch auf freiem Fuß!

Der Wirt könnte zudem anführen, er habe sich zum Abfeuern von Warnschüssen befugt gefühlt. Schon zweimal hatten dieselben Ganoven bei ihm eingebrochen und beträchtlichen Schaden angerichtet. „In diese Gegend kommt keine Polizei. Ich war dort völlig auf mich gestellt“, erklärt er.

Dennoch mußte der Richter den unbescholtene Gastwirt verurteilen. Der Richter nämlich hatte hier nur zu untersuchen, ob der Wirt, indem er sich selbst schützte, nicht das Schutzbedürfnis der Allgemeinheit verletzt hat. Und er befand: „Der Gesetzgeber ist aus guten Gründen sehr scharf bei den Bestimmungen über den Waffengebrauch. Selbst die Polizei darf nur in ganz bestimmten Fällen von der Schußwaffe Gebrauch machen, und jeder Polizist muß dann genau Rechenschaft ablegen. Wieviel Unheil kann entstehen, wenn jeder Bürger glaubt, sich mit einer Pistole versehen und dann schießen zu können!“

Der Richter gab auch zu bedenken, daß der Angeklagte ja nicht wissen konnte, ob es sich wirklich um jene Einbrecher handelte, die ihn schon mehrmals heimgesucht hatten, oder ob es vielleicht Betrunkene waren, die sich nur einen Schabernack leisten wollten.

Der Wirt wurde zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt. „Ob auf einen Einbrecher oder einen anderen Bürger geschossen wurde, kann hier erst in zweiter Linie eine Rolle spielen. Mißbrauch von Schußwaffen muß auf jeden Fall im Interesse der Öffentlichkeit verhindert werden“, hieß es in der Urteilsverkündung.

Zwei Prinzipien standen einander gegenüber: das Schutzbedürfnis eines einzelnen und das der Gesellschaft. Dabei mußte der Richter den Anspruch der Allgemeinheit voransetzen; denn es ist besser, ein Einbrecher entkommt, als daß jeder willkürlich in die Gegend ballert.

(royce-press)

Kleine Zigarette baut große Dinge

Die Nordsee war spiegelglatt an diesem schönen Herbsttag, ruhig glitt das Bäderschiff „Wappen von Hamburg“ Helgoland entgegen. Alois Wastlhuber stand an Deck und atmete in vollen Zügen die saubere Luft ein, er war zum erstenmal auf See. „Jetzt schmeckt eine Zigarette besonders gut“, dachte Herr Wastlhuber und griff in die Tasche. Aber — die Packung war leer, und so bahnte Alois Wastlhuber sich den Weg in den Salon und zur Theke, um zwölf Zigaretten seiner Lieblingsmarke zu kaufen.

„Bitte schön, das macht dreißig Pfennig“, sagt das blonde Fräulein. Herr Wastlhuber glaubte nicht recht gehört zu haben: „Ja mei, die kosten doch eine Mark?“

„Nicht bei uns“, sagt das blonde Fräulein, „wir sind jetzt außerhalb der Dreimeilenzone und damit Zollaussland. Da fallen Zoll und Tabaksteuer weg — und auch die verschiedenen Handelsspannen.“ Der gute Herr Wastlhuber, sonst ein mäßiger Durchschnittsraucher, hätte am liebsten gleich eine ganze „Stange“ Zigaretten gekauft, aber das Fräulein warnte ihn: „Wenn Sie auf Helgoland bleiben wollen, das ja auch Zollaussland ist, geht das. Wenn Sie aber abends mit uns zurückfahren, müssen Sie an Land verzollen und versteuern, was über eine angebrochene Zwanzigerpackung hinausgeht. Der Staat braucht schließlich auch Geld ...“

Ja, der Staat braucht Geld, um die Aufgaben zu erfüllen, die ihm im Interesse seiner Bürger aufgelegt sind. Deshalb erhebt er Steuern, zu denen auch die Tabaksteuer gehört. Das ist nicht nur in der Bundesrepublik so: Wenn jemand sich einen gesteigerten Lebensgenuß verschaffen will, wie Herr Wastlhuber durch das Rauchen, kann er ruhig etwas dafür bezahlen, ist die Meinung aller Finanzminister auf diesem Planeten. Das tun die Raucher auch: 3,5 Milliarden Mark haben sie im letzten Jahr in die Kasse des Bundesfinanzministers gezahlt. Das waren zehn Prozent aller Steuereinnahmen, die dem Bund im vergangenen Jahre zuflossen. Und außerdem waren es — allein bei der Tabaksteuer — 200 Millionen Mark mehr als 1959, und da waren es wiederum 200 Millionen Mark mehr als 1958, und da — man kann die Liste beliebig „rückwärts fortsetzen“. Es wird von Jahr zu Jahr mehr geraucht in der Bundesrepublik; und wenn es bei der bisherigen Steigerung bleibt, werden

die Einnahmen diesmal ungefähr 3,7 Milliarden Mark betragen.

Den Löwenanteil aller Raucher bilden die Freunde der Zigarette, während Rauchtabak und Zigarre im Umsatz zurückgehen. 70,3 Milliarden Zigaretten sind im letzten Jahr in der Bundesrepublik in Rauch aufgegangen. Kluge Köpfe haben ausgerechnet, daß jeder über 15 Jahre alte Bundesbürger 1600 Zigaretten im Jahre geraucht hat (einschließlich der Nichtraucher). Am besten gingen die „Achteindrittel“ (Pfennig-Zigaretten): In diese Preisgruppe gehörten 854 von 1000 gerauchten (oder wenigstens verkauften) Zigaretten. Nur 42 von 1000 weißen Stäbchen kamen aus der Preisgruppe zu siebeneinhalb Pfennig, der Rest — immerhin zehn Prozent — aus höheren Preisregionen. Ganz gleich, ob Sie heute abend im „Raucher“-Wagen nach Hause fahren oder am Steuer Ihres Wagens — Sie dürfen sich beruhigt Ihre „feurige Geliebte“ anzünden in dem erhebenden Gefühl, zu den 3,7 Milliarden Staatseinnahmen aus Tabak beizutragen. Das ist ein schöner Betrag, genug, um — nehmen wir ein Beispiel — etwa den Etat des Bundesverkehrsministeriums zu decken. So hilft Ihre kleine Zigarette vielleicht gerade an einer großen Autobahn mit. (royce-press)

Immer lustig und fidel

„Immer lustig und fidel“, das ist der Wahlspruch der Familie Meyer im III. Stock. Wenn Ingrid eine Party gibt, wackelt im II. Stock der Kronleuchter. Ja, die Wände leiten den Schall so gut, daß zu den flotten Weisen selbst die Mäuse im Keller tanzen können. Frau



Meyers spitzhackige Pumps klingen der Pensionärswitwe wie Maschinengewehrfeuer in den Ohren, und wenn Fritz und Karl, die beiden jüngsten Meyer-Sprößlinge, durch alle vier Zimmer Nachlaufen spielen, erbebt das Haus in seinen Grundfesten.

Die gepeinigten Mieter bebten auch. Vor Zorn. Die Mieter empörten sich beim Hauswirt, der Hausherr empörte sich vor Gericht: Meyers belästigten mit ihrem Lärm die übrigen Mietparteien, Meyers müssen raus.

Die lustigen Meyers packten schon traurig ihre Koffer, denn am Ausgang der Räumungsklage zu ihren Ungunsten war ja wohl nicht zu zweifeln ... doch siehe da, das Gericht fand mit Sorgfalt heraus, wer hier in Wirklichkeit als „Ubeltäter“ in Frage kam: der Hausbesitzer! In stilechem Amtsdeutsch hört sich das etwa so an: Wenn die vom Beklagten und seiner Familie in der Wohnung verursachten Geräusche für die anderen Hausbewohner störend gewesen sind, so ist das weitgehend auf die bauliche Beschaffenheit der Fußböden und des Treppenhauses zurückzuführen. Solche Beeinträchtigungen durch Geräusche aus anderen Wohnungen und aus dem Treppenhaus sind aber so lange unvermeidbar, wie der Hauseigentümer keine besonderen Vorkehrungen zur Geräuschdämpfung trifft.

Stolz erhobenen Hauptes zogen Meyers nach der Verhandlung in ihre Wohnung und nahmen geräuschvoll ihr gewohntes Familienleben wieder auf!

Augen haben und nicht sehen

„Augen haben und nicht sehen“, dieses Wort aus dem biblischen Psalm kennzeichnet die Tragik der Blindheit, die sich für den Betroffenen nur lindern, nicht aber wieder beseitigen läßt. Umso wichtiger erscheint deshalb das Bestreben, die Ursachen der Augenerkrankungen und Sehbehinderungen anzugehen, um überall dort, wo sich Sehschwäche und

Blindheit ausschalten lassen, sie auch wirklich auszuschalten. Wenn die Weltgesundheitsorganisation in diesem Jahr den Weltgesundheitstag unter das Motto „Schützt das Augenlicht“ stellte, dann zeigt sich bei einer näheren Beschäftigung mit diesem Thema doch sehr erschreckend, wie wenig man sich im täglichen Trott mit den Fragen der Augengesundheit und der Erhaltung der Sehfähigkeit beschäftigt, obwohl das Auge nicht nur das kostbare Sinnesorgan der Lebewesen ist, sondern mithin auch das schönste. Goethe hat dieser Erkenntnis des griechischen Philosophen Plotin in dem berühmten Vers seiner „Zahmen Xenien“ mit folgenden Worten gültige Form verliehen: „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nie erblicken.“

Es muß deshalb für alle Kulturen als eine Verpflichtung der Humanität angesehen werden, gerade auf dem Gebiet der Vorbeugung alle Kräfte zu mobilisieren, um den Schädigungen des Sehvermögens entgegenzutreten. Wollte man die Blinden und Sehschwachen auf der Erde schätzen, so müßte man eine Gesamtzahl von 10 bis 15 Millionen Menschen ansetzen. Diese erschütternd hohe Zahl läßt sich durch systematische Arbeit verringern. Denn diese Augenstörungen haben im wesentlichen drei Ursachen: sie lassen sich als Pockenblindheit auf die Pocken zurückführen, sie sind die Folge der sogenannten ägyptischen Augenkrankheit, des Trachoms, und der in weiten Teilen Afrikas verbreiteten „Flußblindheit“, der Onchocerca. Daß eine energische Bekämpfung der Pocken nicht nur in diesem Sinne notwendig ist, haben gerade die Pockenzwischenfälle der letzten Jahre auch bei uns bewiesen. Versuche, die ägyptische Augenkrankheit vorbeugend einzudämmen, sind sehr erfolgversprechend ausgelaufen, so daß auch hier zu hoffen ist, diese Krankheit zum Erliegen zu bringen. Trachom und Pocken sind beides Virusinfektionen.

Die Erfolge der Medizin in den letzten Jahrzehnten haben gezeigt, daß gerade der energische Kampf gegen die Infektionskrankheiten zu überraschenden Erfolgen auf dem Gebiet der Augenheilkunde geführt hat. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren es äußere infektiöse Augenerkrankungen, die zur Erblindung geführt haben. Die Augengonorrhoe, die Syphilis und die Tuberkulose waren damals die wichtigsten Ursachen für die Erblindung im Kindesalter. Neben diesen „klassischen“ Infektionskrankheiten steht noch eine große Zahl anderer Krankheiten, die durch Viren oder Bazillen übertragen werden, in Verbindung mit Augenerkrankungen, die auch zur Blindheit führen können.

Nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation ließe sich durch geeignete Vorbeugungsmaßnahmen die Zahl der Blinden auf ein Drittel oder noch weniger des heutigen Standes verringern, während bei ordnungsmäßiger medikamentöser und operativer Behandlung die Hälfte aller Erblindungen vermeidbar sein könnten.

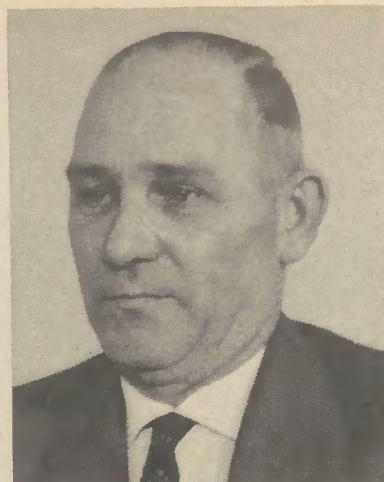
Wenn in den zivilisierten Ländern das Verhältnis von Erblindeten zu Sehenden heute mit 2:1000 angesetzt werden kann, dann schlägt sich darin schon der erfolgreiche Kampf gegen die infektiösen Augenkrankheiten nieder. Trotzdem muß diese Zahl noch als überaus hoch angesehen werden. Sie ist es auch, weil leider die Fortschritte der Medizin z. T. durch die Gefährdung durch Unfälle ausgeglichen werden. **Aber gerade die Betriebs-, Verkehrs- und Haushaltsunfälle müßten sich doch als grundsätzlich vermeidbar in dem gleichen Ausmaß reduzieren lassen, wie es auf dem Gebiet der Infektionskrankheiten geschehen ist. Der Aufruf des Weltgesundheitstages 1962 wendet sich damit an den ganzen Menschen, damit er sein Lebensverhalten auf Weitsicht für seine Gesundheit, Vorsicht im eigenen Verhalten und Rücksicht auf die Mitmenschen einrichtet.**

Dr. Konrad Günter





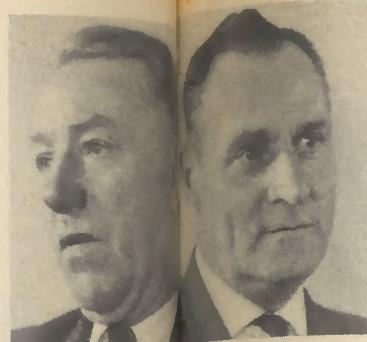
Ludwig Koenemann
Werk Reisholz



Valentin Belz
Werk Reisholz



Rudolf Kluge
Werk Reisholz



Heinrich Adam
Werk Reisholz



Peter Dierdorf
Werk Reisholz



Josef Odenthal
Werk Reisholz



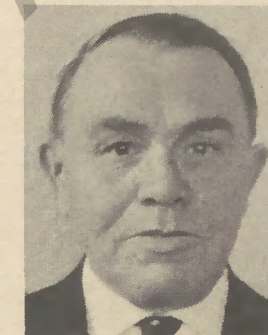
Willy Toussaint
Werk Reisholz



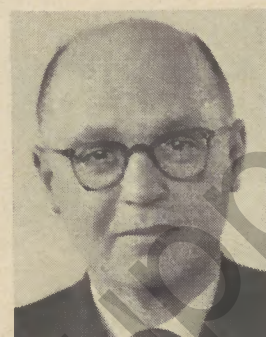
Josef Bensom
Werk Reisholz



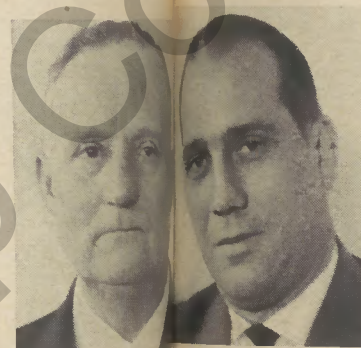
Eduard Gregorovius
Werk Reisholz



Johann Meyes
Werk Reisholz



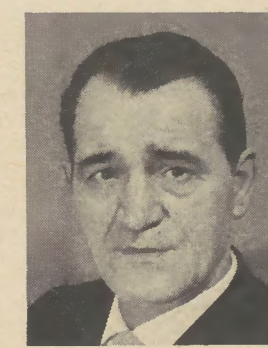
Walter Busch
Werk Reisholz



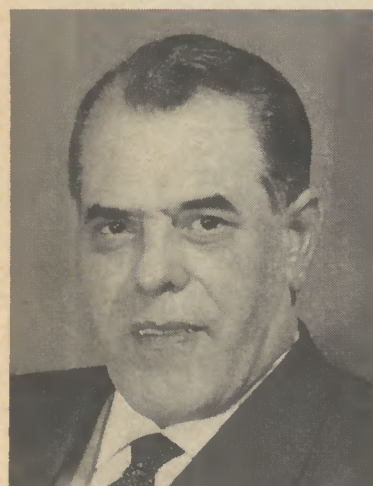
Ludwig Schuster
Werk Reisholz



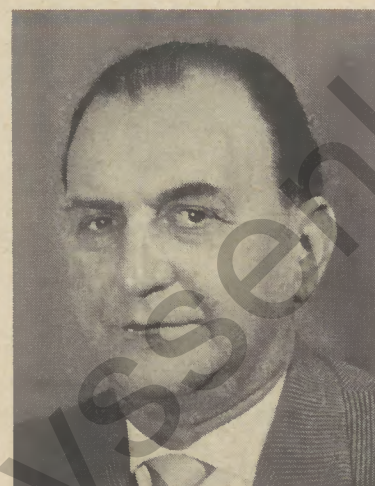
Johann Rintz
Werk Oberbilk



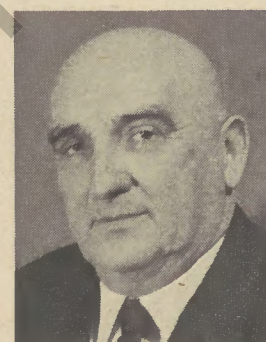
Josef Scharfheuer
Werk Oberbilk



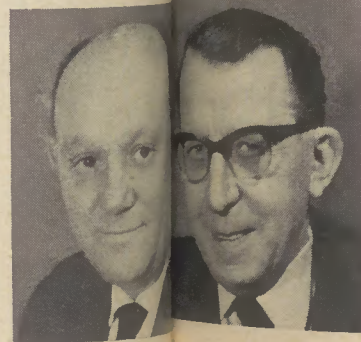
Ferdinand Hecker
Werk Oberbilk



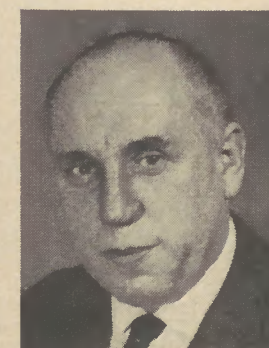
Franz Fiolkowski
Werk Oberbilk



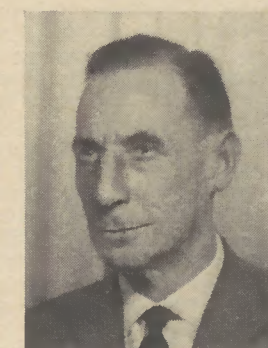
Johann Mynio
Werk Oberbilk



Oskar Schiedt
Werk Oberbilk



Heinz Flotho
Werk Oberbilk



Konrad Holminger
Werk Oberbilk

UNSERE JUBILARE

Ein offenes Wort

Um es gleich vorweg zu sagen. Die Personen und ihre nachfolgend geschilderten Handlungen sind nicht erfunden. Entstehende Ähnlichkeiten sind darum nicht rein zufällig, sondern voll und ganz beabsichtigt. Wer sich durch diesen Bericht nicht angesprochen fühlt, der wird uns auch nicht böse sein. Wer aber glaubt, getroffen zu sein, der darf sicher sein, daß gerade er gemeint ist. Worum es eigentlich hier geht? Um ein Kapitel menschlicher Höflichkeit, ganz einfach und zutreffend mit Takt bezeichnet. Ferner geht es um gewisse Spielregeln, denen wir uns im Interesse des gemeinsamen Wohlergehens unterwerfen müssen. Man könnte das Spiel „Mensch ärgere dich nicht“ nennen oder

„Schwarzer Peter“, an dessen Ende dann jeder Mitspieler erleichtert ausrufen darf: „engelsrein ist mein Gefieder!“ Wie man unschwer an der langen Vorrede erkennen kann, handelt es sich um Dinge, die man nicht niederschreiben kann, ohne einige Worte rau und ungehobelt in den Raum zu stellen. Das eine Wort könnte zum Beispiel „Rotznase“ heißen. Der es aussprach, ist sicher kein böser Mensch. Vielleicht aber war er etwas verärgert, vielleicht drückte ihn ein kleiner oder größerer Kummer, den er nun leider am ungeeigneten Ort abreagieren wollte. Dieser Ort nun war ausgerechnet unsere Betriebskrankenkasse. Das soll nun nicht heißen, daß man junge Mitarbeiter an anderen Arbeitsplätzen als „Rotznasen“ bezeichnen soll. Da aber in unserer Krankenkasse besonders häufig auf dem Rücken der dort tätigen Kollegen leeres Stroh gedroschen wird, fiel hier der liebevolle Umgangston besonders auf.

„Im Vertrauen gesagt“, erzählte uns ein Kollege, der in unserer Krankenkasse arbeitet, „wenn sich jedes Kosewort, das man uns manchmal zuzieht, in das Lebewesen verwandelt würde, das seinen Namen trägt, dann säßen hier nur Ochsen und Rindviecher“. Es ist tatsächlich unglaublich und manchmal unzumutbar, was sich unsere Kollegen, jawohl, es sind unsere Kollegen der Betriebskrankenkasse, während der Geschäftsstunden anhören müssen. Hinzu kommt noch, daß manche der dann geübten Worte und Redewendungen für die dort beschäftigten Damen wie eine Ohrfeige wirken. Was unter Männern vielleicht gerade noch tragbar wäre, ist hier bereits durch gar nichts mehr zu entschuldigen.

Der Grund für dieses Verhalten mancher Kollegen ist nun nicht etwa in persönlicher Feindschaft zu suchen. Es sind Unzufriedenheit mit den Leistungen der Krankenkasse, Ärger über Wartezeiten oder die Zahlungsweise bei der Auszahlung des Krankengeldes. Mancher glaubt gar, alles geschieht nur, um gerade ihn zu schikanieren, und der „junge Schnösel“ oder die „Rotznase“ haben nichts anderes zu tun, als ihn zu ärgern und ihm das Leben schwer zu machen.

Natürlich hat jeder Ältere ein Recht darauf, von den jüngeren höflich und taktvoll behandelt zu werden. Voraussetzung dafür aber ist, daß auch der ältere Kollege sich seiner Verpflichtung bewußt ist, höflich zu sein und die Arbeit und das Bemühen der jungen Generation anzuerkennen. Auch er war einmal jung und mußte seine Erfahrungen machen. Das sollte er niemals vergessen, auch wenn es manchmal recht schwer fällt. Das Problem, das die Zusammenarbeit zwischen der älteren und der jüngeren Generation aufwirft, wird nicht durch beleidigende Redensarten aus der Welt geschafft, sondern durch gegenseitiges Verstehen. Wenn jemand, was sein gutes Recht ist, an Bestimmungen der Krankenkasse oder ihren Auslegungen Kritik übt, dann darf man von ihm erwarten, daß er das Personal aus der mehr oder weniger sachlichen Kritik ausklammert. Durch persönliche Beleidigungen ist noch nie ein Problem aus der Welt geschafft, wohl aber manches neue Problem in die Welt gestellt worden.

Ist es erst einmal zu temperamentvollen

Meinungsverschiedenheiten gekommen, dann sieht mancher der Besucher gleich rot und wählt den einfachsten Weg: Er beschwert sich. Statt ein klärendes Wort mit dem Abteilungsleiter zu sprechen, wird dann oftmals gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. In diesem Zusammenhang dürfen wir überdies darauf hinweisen, daß der Betriebsrat keinen Einfluß auf die Arbeit oder die Leistungen der Betriebskrankenkasse hat. Ein Gremium, das aus Vertretern des Arbeitgebers und der Versicherten besteht, behandelt alle unklaren Fälle.

Dieses Gremium nun hat alle Hände voll zu tun. Denn Beschwerden gibt es reichlich. Manchmal werden sie zu Recht erhoben, oft aber entbehren sie jeder Grundlage. Sorgen bereiten viele Fälle, in denen sich die Krankenkasse mit besonders unerquicklichen Dingen befassen muß. Das sind die Fälle, wo angeblich erkrankte Kollegen während ihrer „Krankheit“ einträgliche Nebenarbeiten verrichten, die Krankenbesucher überhaupt nicht erst in ihre Wohnung hereinlassen („bei mir habe ich Hausrecht, da bestimme ich, wer Zutritt hat“) und mit dem von allen Versicherten für wirkliche Krankheitsfälle eingezahlten Geld Schindluder treiben. „Ich hole mir jedes Jahr mein eingezahltes Geld zurück.“ Dieser Satz hat leider viele Anhänger gefunden. Dabei vergessen diese Zeitgenossen, daß sie damit die mögliche Hilfe bei schweren oder langwierigen Krankheitsfällen verringern, weil sie das dafür notwendige Geld durch krumme Touren erschleichen und für sich verbrauchen. Sind diese „Geschäftsleute“ dann selbst einmal krank, erregen sie sich darüber, daß nur Leistungen erbracht werden können, die der Etat, das heißt die verfügbare Summe möglich macht. Die Krankenkasse ist nämlich keine Sparkasse, sie ist eine Versicherung gegen Krankheit. Und je verantwortungsvoller wir uns ihrer bedienen, desto größere Hilfe kann sie in notwendigen Fällen möglich machen.

Viele der Kollegen, die das eben Gesagte nicht begreifen wollen, sparen bei ihren Besuchen in der Krankenkasse nicht mit diskriminierenden Worten. Darum kann man dieses Thema nicht offen genug besprechen. Und merkwürdig ist, daß oft die Versicherten, die unsere Kasse am gewissenlosesten ausgenutzt haben, im Bedarfsfall mit dem schwersten Geschütz auffahren.

Wäre das Thema nicht so ernst, gäbe uns ein Kollege gehörigen Grund zur Heiterkeit. Als „Kranker“ wurde er nicht weniger als achtzehn Male außerhalb der verordneten Ausgehzeiten gesehen. Als munterer Spaziergänger. Seinen Urlaub bezahlen die arbeitenden Kollegen. Wenn es dann zu einem klärenden Gespräch kommt — diese Worte gelten allgemein und nicht nur in einem speziellen Falle — dann herrschen auf Seiten des ertappten Sünders oftmals sture Grobheit und Uneinsichtigkeit vor. Dann sind die Kollegen unserer Betriebskrankenkasse nicht zu beneiden. Und sollten sie sich wirklich ihrer Haut wehren, dann siehe oben: „Rotznase...“ Zum Glück ist die Mehrzahl unserer Versicherten einsichtig und verantwortungsbewußt. Die Unbelehrbaren aber sollten sich diese Zeilen hinter den Spiegel stecken. G. B.

Er blieb zum Abendessen

Von Jo Hanns Rösler

Junggesellen brauchen sich um ihr Abendessen keine Sorgen zu machen. Überall steht der Tisch für sie gedeckt. Es ist die Mausefalle mit dem Speck und der Speck ist meist ein gebratenes Hühnchen oder ein Waldorfsalat oder ein Wiener Schnitzel, ein Täubchen oder ein Fasan.

„Wollen Sie meiner Mutter und mir die Freude machen, morgen zu uns zum Abendessen zu kommen, Herr Bach?“

„Aber gern. Mit Vergnügen!“

„Vielleicht gegen acht Uhr?“

„Machen Sie sich keine Umstände!“

„Wo denken Sie hin. Ganz ungeniert.“

Sie machen Umstände. Sie holen das große Damasttisch Tuch aus dem Schrank, die silbernen Bestecke, das gute Geschirr, die kostbaren Gläser, die Messerbänkchen aus Porzellan — es gilt den Besucher zu ehren. Das Essen kommt meist aus der Stadtküche oder einem guten Hotel.

„Das hat Helene selbst gekocht“, sagt die Mutter.

„Wunderbar! Es schmeckt vorzüglich!“ „Helene war dabei sehr aufgeregt“, sagt die Mutter.

Mehr konnte sie nicht gut sagen. Es war auch genug gesagt.

„Wer hat den Tisch so schön gedeckt?“ fragte Herr Bach. „Ich liebe feines Porzellan und schöne Gläser!“

„In dieser Liebe begegnen Sie sich mit meiner Tochter“, sagt die Mutter.

Ja, ja, der Speck steckt in der Falle und die Katze sitzt daneben und wartet auf den Mäuserich.

Das geht so reihum mit Herrn Bach. Montags ist er bei Helene und ihrer Mutter eingeladen, dienstags bei Yvonne und ihrer Mutter, mittwochs bei Felicitas und ihrem Onkel, donnerstags bei Brigitte und ihrer Tante, freitags bei Susanne und ihrer verheirateten Schwester und samstags bei Irmingard und ihren Großeltern. Man versucht, die Mädchen an den Mann zu bringen. Herr Bach, Junggeselle, wohlhabend, 38, scheint eine leichte Beute zu sein. Er sieht gut aus, ist galant und gefällig, erscheint mit Blumen, küßt die Hand, versteht der Mutter Artigkeiten zu sagen — kein Wunder, daß für ihn der Tisch überall festlich gedeckt ist. Es ist immer wie auf einer Hochzeit, aber es wird nie eine Hochzeit daraus. Sonntags ist Herr Bach meist frei. Sonntags ist in allen Familien der Vater zu Hause und der Vater verwirrt meist das Ganze.

Er zertrampelt die feingesponnenen Fäden.

„Ist heute was Besonderes, daß ihr den Tisch wie zu Weihnachten gedeckt habt?“

„Aber Papa! Wir haben doch einen Gast!“

„Wir haben schon viele Gäste gehabt. Da habt ihr nie so einen Zusch gemacht. Das Geschirr und die Gläser sehe ich sonst nur an den Feiertagen auf dem Tisch. Kommen Sie etwa mit ernstesten Absichten, Herr — wie war doch Ihr Name?“

„Papa! Ich bitte dich!“

So ist es, wenn Vater zu Hause ist. Herr Bach ist dann meist ohne Appetit und empfiehlt sich rasch.

Sonntags ißt Herr Bach im Bahnhofrestaurant. Dort sitzt er mißvergnügt. Er ist Besseres gewohnt. Der Mensch gewöhnt sich schnell an das Bessere und wer sechsmal von feinem Porzellan ißt, will immer so essen. Am Bahnhof gibt es das nicht. Dort nehmen die Gäste die Gläser und Tassen mit für die Reise. Der Bahnhofswirt wäre eine Kuh, wenn er sich so melken ließe.

Diesen Sonntag saß ein süßes Mädchen mit am Tisch.

Sie war überall schön. Keine 22, dabei anmutig, wie eine Blume.

„Wohin geht die Reise, mein Fräulein?“ fragte Herr Bach.

„Nirgendwohin, mein Herr.“

„Warum dann am Bahnhof?“

„Ich will schnell zu Abend essen.“

„Hier in dieser unfreundlichen Halle?“ „Daheim wäre ich ganz allein.“

Herr Bach wollte Näheres wissen. Sonst sagten ihm die Mütter alles über die Mädchen. Hier war keine Mutter weit und breit.

Sie aßen nicht auf dem Bahnhof. Sie gingen zum Büfett und kauften ein. Schinken, Wurst, Brot und Obst. Auch Gurken und Tomaten, Eier und Sardellenringe, eine Flasche Wein obenauf. Die Büfett-dame gab alles in eine Tüte. Ehe das junge Mädchen daheim die Tür öffnete, sagte sie:

„Erwarten Sie nicht zu viel, ich wohne

— wie eben eine Studentin wohnt.“

Als sie dann bei Tisch saßen —

„Ich habe leider nicht viel Geschirr.“

„Dafür ist die Vase auf dem Tisch wunderschön.“

„Sie ist schön, weil Ihre Veilchen darin stehen!“

„Wir konnten unser erstes Essen doch nicht ohne Blumen essen.“

„Schauen Sie sich nicht die Bestecke an. Sie sind aus meiner ersten Kindheit.“

„Sie haben eine schöne Form.“

„Aber abgegriffen.“

„Dafür brennt eine echte Wachskerze auf dem Tisch.“

„Meine Schwäche. Der Leuchter stammt noch von meiner Mutter.“

„Ein alter Leuchter, ein Wachslicht und ein bezauberndes junges Mädchen —“

„Jetzt wäre wohl eine Pause am Platz!“ „Eine Pause?“

„Eine Pause, für Ihre Beredsamkeit. Sie verirren sich ins Uferlose.“

„Finde ich zurück?“

„Das liegt an Ihnen!“

Das war ein Abendessen, ganz anders, als er es am Montag bei Helene und ihrer Mutter, am Dienstag bei Yvonne und ihrer Mutter, Mittwoch bei Felicitas und ihrem Onkel, donnerstags bei Brigitte und ihrer Tante, freitags bei Susanne und ihrer verheirateten Schwester und am Samstag bei Irmingard und ihren Großeltern gewohnt war. Hier stand kein Überfluß auf dem Tisch, kein Prunk, keine Gläser von der Marke „Wir haben's, Geld spielt keine Rolle“, die Teller waren manchmal schon ein

wenig schartig und einzeln nachgekauft, oft unter Verzicht auf ein Mittagessen, aber die Wachskerze und der alte Silberleuchter erzählen Herrn Bach mehr über das junge Mädchen und sein Elternhaus, als die Mütter über ihre Töchter zu erzählen vermochten. Die Art, wie sie die Veilchen in der zu ihnen passenden niederen Vase ordnete, während er ihr die Teller zum Tisch trug, wie sie ihm die formschönen, wenn auch nicht so kostbaren Gläser aus der Hand nahm und die Karaffe füllte, das Obst in eine blaue Schale legte, alles improvisiert und ohne Aufregung, brachte einen Tisch zustande, an dem niederzusetzen gut war und der eine Behaglichkeit ausstrahlte, die nichts mit der Mausefalle zu tun hatte. Denn einen Tisch kann man auch mit einfachen Dingen gut decken, es gehört nur das Herz und die Freude am Schönen dazu.

So wurde der Tisch doch noch zu einer Mausefalle.

Wenn auch zu einer kleinen, für fünfzig Pfennige.

„Wie heißen Sie eigentlich? Ich heiße Bernhard.“

„Ich heiße Ruth Ninnemann.“

„Viel zu lang!“

„Wie möchten Sie denn, daß ich heiße?“ Herr Bach sagte:

„Ruth Bach!“

Da machte es Klicks und die Mausefalle klappte zu.

Die Mausefalle ohne Speck. Aber sie sind die sichersten.





Die letzten Wildpferde

Wie in grauer Vorzeit tummeln sich in der Gegend des westfälischen Ortes Dülmen die letzten Wildpferde Europas. An einem Sonntag im Mai werden hier die einjährigen Hengste eingefangen, mit einem Stempel gekennzeichnet und später verkauft. Die Stuten erhalten ebenfalls einen Stempel und verbleiben zur Zucht. Das Einfangen der Pferde ist jedesmal ein Ereignis, das mehr als 30 000 Zuschauer anlockt. Groß und klein eilen von weither zu diesem Pferdefang, mit dem auch eine Verlosung verbunden ist. So kann jeder Besucher das Glück haben, Pferdebesitzer zu werden. Die jungen Hengste sind sehr gefragt, denn nach ihrer Zähmung sind sie zur praktischen Arbeit sehr geeignet. Sie sind anspruchslos im Futter, wetterfest und willig bei der Arbeit. Das ausgedehnte sumpfige Waldgebiet, in dem sich die wilden Mustangs aufhalten, gehört dem Herzog von Croy.



Preiswert wohnen am Urlaubsziel

heißt das Motto der kürzlich erschienenen dreizehnten Ausgabe von „unterwegs“, mit der das bekannte große Reisemagazin das vierte Erscheinungsjahr begonnen hat.

In den ersten zwölf Heften der gediegenen Vierteljahrszeitschrift wurde – auf jeweils mehr als 80 Kunstdruckseiten – großzügig, ja geradezu verschwenderisch, eine Fülle von Reisetemen aus ganz Europa und den außereuropäischen Randgebieten vor dem Leser ausbreitet. Jeder Artikel war eine appetitanregende Mischung aus exakten Informationen, eindrucksvollen Bildern und charmantem, nicht immer übermäßig respektvollem Stil.

Das neue Heft behält zwar diese große Linie bei, es gibt jedoch den Informationen über Hotels, Ferien-Bungalows und Campingplätze – praktisch über das gesamte Übernachtungswesen – viel mehr Raum als bisher. Damit verfolgt die Redaktion einen neuen Plan: den Ferienreisenden nicht nur die Auswahl des Reisegebietes, sondern nun auch die Auswahl einer geeigneten Unterkunft

leichter zu machen. Dieses Vorhaben hat vieles für sich, kann man doch mit einer falsch ausgesuchten Urlaubsgegend nie so gründlich hereinfallen wie mit einem schlecht gewählten Hotel.

Das neue „unterwegs“-Heft enthält – unter anderem – im Rahmen größerer Artikel detaillierte Informationen über Ferienunterkünfte an der Costa Brava, auf Korsika und auf den westfriesischen Inseln. Es enthält ferner zwei Artikel, die sich ausschließlich mit Ferien-Bungalows auf Elba und Jütland beschäftigen. Und es enthält schließlich genaue Anschriften und Lagekarten von deutschen und österreichischen Bergbauernhöfen, die privat Betten vermieten und auf denen man seinen Urlaub verbringen kann. Schon allein mit diesen Adressen, die man in keinem Prospekt findet, macht sich für den Ruhesuchenden der Abonnementspreis mehr als bezahlt.

„unterwegs“ erscheint vierteljährlich im Verlag Delius, Klasing & Co., Bielefeld, Postfach 4809. Das Jahresabonnement kostet 14.– DM, der Einzelheftpreis beträgt DM 3.80.

Durch den Tod gingen von uns:

Johannes Wölm

Pensionär
früher Wiegemeister

10. 4. 1962 Werk Reisholz

Karl Ziegelmeier

Elektrische Werkstatt

13. 4. 1962 Werk Reisholz

Konrad Heinemann

Pensionär
früher Magazin

17. 4. 1962 Werk Reisholz

Helmut Theis

Mechanische Werkstatt

19. 4. 1962 Werk Reisholz

Anton Brand

Pensionär
früher Reduzierwalzwerk

21. 4. 1962 Werk Reisholz

Josef Klinger

Pensionär
früher Rohrwarmzieherei

2. 5. 1962 Werk Reisholz

Wilhelm Wahlers

Werkchutz

5. 5. 1962 Werk Reisholz

Heinrich Daguelldre

Pensionär
früher Platzbetrieb

13. 5. 1962 Werk Reisholz

Aus unserer Fachbücherei

Beinhoff, Walter

II/808 **Das Lesen technischer
Zeichnungen**

52 Seiten, 140 Abb., 1954

Inhalt: Die Projektionsregeln — Lese-
übungen an geometrischen Körpern
— Leseübungen an Werkstattzeich-
nungen

Franz, Wolf-Dietrich

III/267 **Das Kaltbiegen von Rohren**
Verfahren und Maschinen

132 Seiten, 167 Abb., 1961

Inhalt: Einführung — Die Biegever-
fahren — Vorgänge im Rohr beim
Biegen — Das Biegen mit Stützdorn
— Das dornlose Biegen — Rohrkalt-
biegemaschinen — Biegewerkzeuge
mit Sonderanwendungen — Schrift-
tum — Sachverzeichnis

Franzen — Hardt — Muszynski

I/159 **Wörterbuch der Kernenergie**

240 Seiten, 1957

Englisch — Deutsch

Happach, Vollrat

II/814 **Technisches Rechnen, Teil I**
66 Seiten, 55 Abb., 1952

Inhalt: Regeln, Formeln und Beispiele
für das Rechnen mit Zahlen und Buch-
staben zum Gebrauch in Werkstatt,
Büro und Schule

II/812 **Technisches Rechnen, Teil II**

64 Seiten, 1949

Inhalt: Graphisches Rechnen mit Bei-
spielen aus der Technik und ihren
Hilfswissenschaften

Tolksdorf, Hans

V/196 **Die Starkstromtechnik**

1098 Seiten, 1848 Abb., 15. neu-
bearbeitete Auflage 1961

Inhalt: Allgemeine Elektrotechnik —
Meßkunde, Zähler und Tarife — Der
Freileitungsbau — Starkstromkabel
— Licht- und Beleuchtungstechnik —
Elektrische Installationen — Schutz-
maßnahmen gegen elektrische Un-
fälle — Elektromotoren — Schalt-
anlagen — Grundzüge des Kraft-
werkbaues — Elektrische Bahnen —
Sondergebiete

Wichtiges mit wenig Worten

Ernannt wurde am 1. Juni **Walter
Sacher** zum Stellvertreter des Leiters
der Hauptabteilung Materialwirtschaft.
Gleichzeitig wurde ihm Handlungsvoll-
macht erteilt.

Handlungsvollmacht erhielt ebenfalls
mit Wirkung vom 1. Juni **Herbert
Reinartz**.

ES IST GEÖFFNET...

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
werkseitig
montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
am Vortage der Lohnzahlung
jeweils geschlossen

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

täglich, außer mittwochs,
von 10.30 bis 15.30 Uhr;
mittwochs geschlossen

Sozialabteilung Oberbilk

dienstags und donnerstags
12.00 bis 16.00 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags
11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags
12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

mittwochs 13.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags
10.30 bis 12.00 Uhr
dienstags und donnerstags
14.00 bis 15.00 Uhr

Arztsprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags
14.00 bis 15.00 Uhr
dienstags und donnerstags
9.30 bis 11.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr
samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.45 bis 16.40 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

dienstags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags, freitags
11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

die Tankstelle

montags, mittwochs, freitags
6.00 bis 7.40 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr



Sie: „Die haben es aber eilig?“
Er: „Ja, die haben Urlaub!“



„Paul — nun hast Du Urlaub,
und da wird etwas getan...“

Hurra — die Urlaubszeit ist da



Verflixt, soviel schaffe ich ja nicht mal
im Walzwerk bei 16 Stunden...

Ach — wär ich doch jetzt im
Stahl- und Röhrenwerk!



In Italien:
„Mensch, Karle... endlich eine
tolle Italienerin!“



In Düsseldorf:
„Siehste, Otto, auch am Rhein gibt es
nette Mädchen...“